OSTJÜDISCHE ERZÄHLER

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG

M7.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Brigham Young University

https://archive.org/details/ostjdischeerzhle00asch

Der Liebhaber-Bibliothek
vierunddreißigster Band

512.214 I
P4140

Ostjüdische Erzähler

J.-L. Perez / Scholem-Alejchem / Scholem Asch

Ausgewählt
und aus dem Jidischen übersetzt
von

Alexander Eliasberg

Sechstes bis fünfzehntes Tausend

Gustav Kiepenheuer Verlag
Weimar 1917

Die Lithographie von Joseph Budko (J.-L. Perez) und die Radierung von Hermann Struck (Scholem Asch) sind mit Genehmigung der Künstler reproduziert. — Die Originallithographie von Budko ist durch den Jüdischen Verlag G. m. b. H., Berlin W. 15, Sächsische Straße 15 zu beziehen.

Umschlagzeichnung von Hermann Struck

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

Inhalts-Verzeichnis

Jizchok-Lejb Perez:

Der Diamant 7
Ein Fasttag 15
Verrückte Leute 21
Eine Heirat 31
Wie ein Porusch aufhörte Porusch zu sein 67
Die drei Geschenke 77

Scholem-Alejchem (Scholem Rabinowitsch):

Pessach im Dorfe 95
Eine Hochzeit ohne Musikanten 113
Im Monat Elul 123
Hodel 137

Scholem Asch:

Der Dorf-Zaddik 168
Die verrückte Mutter 177
Ein Zerwürfnis 189
Menschen und Götter 206
In den Tagen der Pogrome 219

Der Diamant

Von Jizchok-Lejb Perez

geboren zu Zamość (Gouv. Lublin) am 25. Mai 1851,
gestorben zu Warschau am 3. April 1915.

Es lebte einmal — so erzählte der alte Reb Schloime im Bethause — es lebte einmal ein Ansiedler. Er war fremd im Dorfe, in dem er wohnte, er hatte mit niemand etwas zu schaffen, und niemand hatte mit ihm zu schaffen. Er sprach eine andere Sprache als alle Leute im Dorfe, und niemand verstand ihn. Auch wollte ihn niemand verstehen.

Einmal fand der Ansiedler einen Diamanten. Er verstand sich zwar nicht recht auf solche Dinge, war aber auch nicht so dumm, um den Stein gegen eine Maß Weizen einzutauschen. Der Diamant strahlt und funkelt. „Er ist wie eine kleine Sonne!" sagt sich der Ansiedler. „Der Stein ist sicherlich ein Vermögen wert."

Doch wenn er unter fremden Menschen lebt, ist er mit einem solchen Schatz seines Lebens nicht sicher. Sobald es die Leute erfahren, werden sie gleich in der ersten Nacht sein Haus überfallen, die Fenster einschlagen und

ihm den Stein zugleich mit dem Leben nehmen. Also muß er den Fund verstecken.

Seiner Frau will er nichts erzählen; er hat sie zwar lieb, doch eine Frau ist eben eine Frau: viel Haar und wenig Verstand. Sie wird das Geheimnis nicht hüten können.

Der Mann ging in den Gemüsegarten, den er vor seinem Hause hatte, und vergrub den Diamanten in die Erde. Und auf die Stelle legte er als Merkzeichen einen Stein, einen schweren Kieselstein: wenn bessere Zeiten kommen, wenn es zwischen Nachbarn und besonders zwischen Fremden keinen Haß und keinen Neid mehr geben wird, wird er wissen, wo seinen Schatz zu suchen. Dann soll der Diamant am hellen Tage strahlen und funkeln!

Das junge Weib bemerkte einmal den schweren Stein, und es verdroß sie das Fleckchen Erde, das der Kieselstein bedeckte: auf diesem Fleckchen hätte ja eine Zwiebel oder eine Gurke wachsen können — es ist wirklich schade!

Da sie den schweren Stein allein nicht wegschaffen konnte, rief sie ihren Mann zur Hilfe. Dieser erschrak:

„Gott behüte!" sagte er ihr, „rühre den Stein nicht an."

„Warum denn?"

„Es ist ein Glücksstein, er bringt uns Glück und Segen!"

„Es ist doch ein einfacher Kieselstein?!"

„Das siehst du ja. Und doch hat er die Zauberkraft."

Die Frau schaut den Stein an und weiß nicht, ob der Mann es ernst meint oder Spaß treibt. Sie blickt ihm in die Augen und sieht, daß sie ernst, beinahe hart sind, ganz ohne lachende Funken. Sie hat ihren Mann lieb, sie hält ihn für klug und ehrlich. Und dazu ist sie ja auch ein Frauenzimmer; ein Frauenzimmer ist immer froh, wenn es etwas hat, woran es glauben kann: irgendeinen Zauber oder ein Zeichen vom Himmel. Sie hat nicht Zeit, lange nachzudenken: der Gemüsegarten muß heute noch bestellt werden.

Am nächsten Tage bemerkte der Mann zwei Steine im Gemüsegarten. „Was ist das? Wo kommt der zweite Stein her?" Und die junge Frau lächelt.

Die junge Frau hatte nachts schlecht geschlafen: der Mond hatte so wunderlich grell in die Schlafkammer hereingeschienen. Es war ihr so bang, so schwer ums Herz, sie hatte vor etwas Angst . . . Den Mann aufwecken wollte sie nicht. Endlich entschloß sie sich: sie sprang aus dem Bett, lief ins Gärtchen und wälzte einen zweiten Stein herbei . . .

Und das hatte sie beruhigt!

„Zwei Steine", sagt sie lächelnd dem Mann, „wirken sicherer!"

Und was soll der Mann dazu sagen? Welcher Mann kann einer Frau böse werden, wenn sie ihn so kind-

chli süß anlächelt, ihm ihre schmale Hand um den Nakken legt und ihre weiße Stirne zum Kusse anbietet? . . .

Er küßt ihr also die weiße Stirne, sucht in ihren blauen Augen Antwort auf die Frage, warum sie nachts so unruhig schläft, und schweigt!

Die junge Frau betrachtet den Kuß auf die Stirne als einen Lohn für ihre Frömmigkeit und Güte. Und so oft sie wieder auf die Stirne geküßt werden will, schleppt sie einen neuen Stein herbei . . . Und küßt sie der Mann nicht, so treten ihr Tränen in die Augen.

*

Das junge Paar bekam Kinder: einen Jungen und ein Mädchen. Das Mädchen wunderte sich gar nicht über die Steine, fragte nach nichts, sondern machte es ihrer Mutter nach. Die Mutter schleppte große Steine, das Töchterchen kleine Steinchen herbei. Und je größer das Töchterchen wurde, je größer und schwerer wurden auch die Steine, die sie herbeischleppte.

Doch der Junge ist anders geartet. Er fragt: Was bedeuten die Steine?

„Diese Steine," antwortet die Mutter, ganz stolz, daß sie so viel weiß, „diese Steine bringen Glück!"

„Wieso?" wundert sich der kleine Sohn. „Was heißt, sie bringen Glück? Hat man denn je mehr, als man durch seine Arbeit gewinnt?"

Die Mutter versteht diese Frage nicht und sagt: „Geh, frag den Vater."

„Wirst älter werden," sagt ihm der Vater, „so wirst du es auch verstehen."

Und als der Junge erwachsen war, erzählte ihm der Vater das Geheimnis des Diamanten.

Und so ging es durch viele Geschlechter. Jeder Vater weihte seinen ältesten Sohn in das Geheimnis des Diamanten ein. In jedem Geschlecht gab es nur Einen, der um das Geheimnis wußte, während die übrigen einfach glaubten, daß die schweren Steine Glück brächten: je mehr, je besser. Und jedes Geschlecht schleppte neue Steine herbei.

Die Nachbarn schauten verwundert zu. Manche von ihnen lachten. Andere wiederum hatten Ehrfurcht vor alten Gebräuchen, die sie, als sie auf die Welt gekommen, schon als alte Gebräuche vorgefunden hatten. Nicht wenige meinten, daß die Sitte noch von jenen Zeiten herrührte, als Engel auf einer Leiter vom Himmel herabstiegen und die Menschen sie sehen konnten.

Viele der Nachbarn wollten der Sippe ihre Freundschaft und Liebe zeigen, und sie lasen Steine auf den Straßen auf und warfen sie in den Gemüsegarten.

In der Sippe selbst ist das Steinewerfen schon längst eine heilige Sitte geworden, eine Art Gottesdienst. Die jungen Leute kämpfen dagegen, und die Alten

drohen den Jungen mit ihren knöchernen Fäusten. Die Jungen halten Reden gegen das Steinewerfen, und die Alten sagen:

„Wie unsere Väter es damit gehalten haben, so werden wir es auch halten . . .“

„Unsere Väter waren klüger als wir und haben doch Steine geschleppt, also muß es so sein . . .“

„Nicht wir haben diese Welt erschaffen, und es ist nicht unsere Sache, sie zu verbessern oder umzubauen. Ein gutes Pferd tritt ins ausgefahrene Gleis und zerbricht sich nicht die Beine auf neuen Wegen!“

Und sie sagten noch viel von den klugen Sprüchen, auf denen die Welt steht; wohlgemerkt: unsere Menschenwelt! Und so oft jemand von den Jungen etwas gegen die Sitte tun wollte, drohten die Alten, das Ei zu zerschlagen, welches klüger sein wollte als die Henne.

*

Jahr für Jahr verlassen viele junge Leute mit Tränen in den Augen das alte Haus, trennen sich von der alten Sippe und ziehen in die Fremde, Arbeit zu suchen, Brot von fremden Backöfen zu essen und unter fremden Dächern zu schlafen. Sie wollen fortziehen, sie müssen fortziehen, weil es zu Hause nicht mehr zum Aushalten ist:

Die Steine bilden schon einen großen Berg. Schwere

Steine, die von oben herabrollen, bleiben unten liegen, und der Haufen breitet sich aus und rückt immer näher ans Haus heran. Mit der Zeit versperren die heiligen Steine Türen und Fenster des Hauses. „Das macht nichts!“ sagen die Leute. Sie stellen eine Leiter auf und kriechen ins Hans durch den Schornstein. Es fehlt im Hause an Luft. — Auch das macht nichts! Wenn man wenig ißt und kurz lebt, braucht man wenig Luft! Und man hat doch so wie so nicht, wovon zu leben. Wo soll man pflügen, wo soll man säen? Überall nichts als Steine!

„Laßt uns wenigstens“, betteln die Jungen, „die Steine zusammenscharren. Soll der Berg in den Himmel hineinwachsen, nur daß er weniger Raum auf der Erde einnimmt! Damit wir Platz haben zum Pflügen und Säen!“

„Gottlose!“ schreien die Alten. „Nur über unsere Leichen hinweg könnt ihr euch dem Berge nähern!“

*

Reb Schloime wird für eine Weile nachdenklich und nimmt eine Prise. Wir Jungen, die wir ihm atemlos zugehört haben, holen jetzt tief Atem, und einer von uns fragt:

„Warum schweigt der, der das Geheimnis des Diamanten kennt und warum stiftet er nicht Frieden zwischen den Alten und den Jungen?“

„Das ist eben das Unglück," sagt Reb Schloime: „daß mit der Zeit niemand mehr vom Diamanten wußte. Ob jemand so plötzlich gestorben war, daß er nicht Zeit hatte, das Geheimnis vor dem Tode seinem Sohne anzuvertrauen, oder ob jemand seinem eigenen Vater nicht glaubte und seine Kinder nicht betrügen wollte... Das weiß ich nicht. Jedenfalls weiß kein Mensch mehr um den Diamanten, und alt und jung schlagen sich noch immer wegen der Steine herum!"

*

Reb Schloime war zu Ende. Und wir suchten zu erraten, was mit dem Diamanten gemeint ist:

„Die Buchstaben des göttlichen Namens?"

„Das erste Gebot?"

„Das Gebot: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst?"

Reb Schloime gibt aber keine Antwort. Ein heimliches Lächeln gleitet über seine Züge.

„Jungens!" ruft er plötzlich aus: „Nun geht nach Hause: es graut ja schon der Tag!"

Ein Fasttag

Von Jizchok-Lejb Perez

Ein Winterabend. Sore sitzt vor einem Talglicht und flickt einen alten Sack. Mit ihren blaugefrorenen Händen kann sie nur sehr langsam arbeiten; auch die Lippen sind ihr vor Kälte blau angelaufen. Ab und zu legt sie die Arbeit weg und läuft schnell durch die Stube, um die erstarrten Füße zu erwärmen.

Auf einer bloßen Strohmatratze schlafen vier Kinder: an jedem Ende schauen zwei Kinderköpfchen heraus, und in der Mitte sind sie mit einigen alten Kleidern zugedeckt.

Jeden Augenblick erwacht ein anderes Kind, erhebt sich ein anderes Köpfchen und bittet: „Essen!"

„Wartet, wartet, Kinder!" tröstet sie Sore. „Gleich kommt der Vater heim und bringt uns Abendbrot mit. Dann werde ich euch aufwecken!"

„Und Mittagessen?" fragen weinend die Kinder. „Wir haben ja heute auch zu Mittag nichts gegessen!"

„Er bringt auch Mittagessen mit!"

Sie glaubt selbst nicht daran, was sie sagt. Sie sucht

mit den Augen in jedem Winkel, ob sich nicht doch irgendwo etwas findet, was sie versetzen könnte. Es ist aber nichts da.

Vier feuchte nackte Wände. Ein zersprungener Ofen. Und alles ist naß und kalt. Auf dem Herde stehen einige zerbrochene Töpfe, auf dem Ofen — eine alte verbogene blecherne Chanukalampe. In der Decke steckt noch ein Haken, an dem einst ein Leuchter hing. Zwei leere Bettstellen ohne Kissen ... Nichts, gar nichts ist übrig geblieben!

Endlich sind die Kinder fest eingeschlafen. Sore blickt auf sie mit Kummer und Wehmut. Dann richtet sie ihre verweinten Augen auf die Türe; sie hört Schritte, schwere Schritte, die die Stufen zum Keller hinabsteigen. Zwei Wassereimer klappern an der Mauer entlang. Ein letzter Hoffnungsstrahl erleuchtet ihr eingefallenes Gesicht. Sie klopft einige Mal mit einem Fuß gegen den andern, steht mühselig auf und geht zur Türe. Sie macht auf, und ein blasser gebückter Mann mit zwei leeren Wassereimern kommt in die Stube.

„Nun?" fragt Sore leise.

Er stellt die Eimer hin, legt das Tragjoch ab, seufzt und antwortet noch leiser:

„Nichts! Gar nichts! Kein Mensch zahlt ... Alle sagen: morgen ... übermorgen ... am Ersten ..."

„Die Kinder haben noch nichts gegessen," sagt Sore.

J. L. Perez

Nach einer Originallithographie von Joseph Budko

„Es ist noch gut, daß sie jetzt schlafen! Meine armen Kinder . . .“ Sore kann sich nicht mehr beherrschen und beginnt leise zu weinen.

„Was weinst du, Närrchen?“ fragt der Mann.

„Ach Mendel, Mendel! Die Kinder sind so hungrig! . . .“

Sie will die Tränen mit Gewalt zurückhalten.

„Wie werden wir enden? Mit jedem Tag wird es noch schlimmer!“

„Schlimmer? Sore, sündige nicht mit den Lippen: im vorigen Jahre hatten wir es noch schlimmer, viel schlimmer! Damals hatten wir kein Brot und auch keine Wohnung! Die Kinder lagen am Tage in den Gassen herum und bei Nacht — auf den Höfen . . . Heute haben wir wenigstens einen Strohsack und ein Obdach!“

Sore weint noch heftiger.

Sie hat sich erinnert, daß ihr damals ein Kind gestorben war: es hatte sich erkältet, war heiser geworden und starb mitten auf der Straße.

„Wie im Walde ist es gestorben . . . (Mögen die ihm bestimmt gewesenen Jahre den am Leben Gebliebenen zugerechnet werden!) Es war nichts da, womit man es hätte retten können . . . Man hatte weder den Thoraschrein in der Schul aufgerissen, noch den Friedhof gemessen, noch den bösen Blick besprochen . . . Wie ein Licht ist es ausgegangen!“

Er tröstet sie:

„Weine nicht, Sore . . . Weine nicht . . . Sündige nicht vor Gott . . .“

„Ach, wann wird er mit uns einmal Mitleid haben!“

„Habe du mit dir selbst Mitleid! Nimm es dir nicht so zu Herzen! Sieh, wie du ausschaust! Heute vor zehn Jahren feierten wir Hochzeit . . . Wie siehst du aus! Ach und weh! Und du warst ja einmal die Schönste in der Stadt!“

„Und du?! Man nannte dich doch Mendel der Held! Weißt du es noch? Und heute bist du gebückt wie ein Greis und krank . . . obwohl du es vor mir verheimlichst . . .“

„Ach Gott, Gott!“ schreit sie plötzlich auf.

Die Kinder erwachen und bitten: „Essen! Brot!“

„Gott bewahre! Wer wird denn heute essen?!“ ruft plötzlich Mendel dazwischen.

Die Kinder setzen sich erschrocken auf.

„Heut ist ein Fasttag,“ sagt Mendel mit finsterer Miene.

Erst nach einigen Minuten begreifen die Kinder, was er gesagt hat.

„Was für ein Fasttag? Was für ein Fasttag?“ fragen sie mit weinerlichen Stimmen.

Und Mendel erzählt mit gesenkten Augen, daß heute, während des Morgengebets im Bethause eine Thorarolle vom Tische gefallen sei.

„Und um das zu sühnen," erklärt er den Kindern, „wurde ein Fasttag ausgerufen, selbst für die kleinsten Kinder!"

Die Kinder schweigen, und er fährt fort:

„Ein Fasttag wie der Jom-Kippur oder wie der Neunte Ab; und er beginnt heute abends!"

Die vier Kinder springen flink aus dem Bett und beginnen barfuß in ihren Hemdchen durch das Zimmer zu tanzen und zu schreien:

„Wir werden fasten! Wir werden fasten!"

Mendel verdeckt mit seinem Rücken das Talglicht, damit die Kinder nicht sehen, wie ihre Mutter weint.

„Nun ist's genug!" beruhigt er die Kinder. „Genug! An einem Fasttage darf man nicht tanzen! Am Tage der Gesetzesfreude, so Gott will . . ."

Die Kinder liegen wieder im Bette.

Der Hunger ist vergessen!

Ein Töchterchen beginnt zu singen, zuerst ein Gebet, dann ein lustiges Lied . . . Mendel überläuft es kalt.

„Man darf auch nicht singen . . ." sagt er mit erstickter Stimme.

Die Kinder beruhigen sich und schlafen ein; sie sind vom Tanzen und Singen ermüdet. Der älteste Junge wagt sich noch mit einer Frage heraus:

„Vater, wann habe ich Bar-Mizwa[1]?"

[1] Der 13. Geburtstag, an dem der männliche Jude religiöse Mündigkeit erlangt.

„Mußt noch lange warten, Chajiml, noch ganze vier Jahre, sollst mir leben und gesund sein . . .“

„Wirst du mir dann auch Tfillin[1] kaufen?“

„Gewiß!“

„Und ein Tfillinsäckchen?“

„Selbstverständlich!“

„Und ein Gebetbuch? Ein kleines mit Goldschnitt?“

„So Gott will! Bete zu Gott, Chajiml!“

„Dann werde ich an allen Fasttagen fasten!“

„Ja, Chajiml, ja . . . an allen Fasttagen . . .“

Und leise fügte er hinzu:

„Heiliger Gott! nur nicht an solchen wie dieser . . .“

---

[1] Gebetriemen, die jeder Jude von seinem 13. Geburtstage an beim täglichen Gebet anlegt.

Verrückte Leute

Von Jizchok-Lejb Perez

Daß jede Gemeinde ihren Verrückten haben muß und daß, wenn ein solcher gerade fehlt, der erste beste gesunde Mensch verrückt wird, ist allbekannt. Daß aber auch eine solche Gemeinde wie die unsrige, eine Gemeinde, die weder einen Rabbiner noch ein Bethaus hat, in der man nur mit Mühe eine Thorarolle für einen Privatgottesdienst auftreiben kann; eine Gemeinde, die eigentlich nur ein Ausläufer einer anderen Gemeinde ist, die uns die Steuern und überhaupt alles Gute wegnimmt; mit einem Wort — eine Gemeinde, die nur aus einer halben Gasse am sandigen Ufer der Weichsel besteht — daß auch eine solche Gemeinde ihren eigenen Verrückten haben muß, erscheint mir sehr wunderlich. Eine wunderliche Sache lohnt sich aber zu erzählen. Die Geschichte von unserm Schächter, der einmal zwischen dem Nachmittags- und Abendgebet in die Schul kam, mit der flachen Hand auf den Tisch schlug und mit lauter Stimme erklärte, daß er uns bisher lauter nichtkoscheres Fleisch geliefert hätte, habe ich euch, wenn

ich nicht irre, bereits erzählt. Ihr könnt euch wohl noch daran erinnern: er schlug mit der Hand auf den Tisch, gab seine Erklärung ab und wurde verrückt. Von nun an ging er stets schweigend mit finsterem Gesicht auf unserer einzigen Gasse auf und ab; nur seine Lippen zitterten beständig, und mit der rechten Hand nestelte er immer an der linken Brustseite, als ob er sich aus dem Herzen seine Sünde oder seine Verrücktheit herausreißen wollte. Und plötzlich — das habe ich euch aber sicher noch nicht erzählt — war der Mann verschwunden. Nun, der Schächter war von seinem Weibe geschieden, Kinder hatte er nicht, also vergaß man ihn sehr bald. Man fühlte wohl, daß auf der Gasse etwas fehlte, — aber uns fehlte noch manches andere; den meisten von uns fehlte sogar das Notwendigste zum Leben. Einige Zeit später erzählte jemand, er hätte in der Zeitung gelesen, daß man im Meere bei Danzig einen Ertrunkenen herausgefischt hätte, der wohl, nach seiner Kleidung zu schließen, ein polnischer Jude sein mußte. Man dachte sich bei uns gleich, daß es wohl unser Schächter sei: er pflegte ja nachts immer auf dem Weichselufer umherzugehen, also hatte ihn die Weichsel verschlungen. Er konnte zwar schwimmen, doch nur solange er noch nicht verrückt war. Man überlegte sich noch: wie kommt die Weichsel aus der Warschauer Gegend nach Danzig? Das ist aber ganz klar: alle Ströme

fließen ins Meer —, hat noch König Salomo gesagt. Und dann vergaß man die Sache wieder. Einmal erinnerte man sich daran, daß die Kiste, in der der Schächter seine Habseligkeiten verwahrte, noch immer beim Bäcker stand, bei dem er sich in der letzten Zeit vor seinem Verschwinden aufgehalten hatte. Geschlafen hat er beim Bäcker niemals, denn er pflegte, wie gesagt, ganze Nächte hindurch am Weichselufer auf- und abzugehen; vielleicht schlief er im Gehen. Die Leute wollten plötzlich wissen, was in der Kiste ist. Vielleicht findet man darin neue Auslegungen der Thora, denn der Schächter war in seiner Jugend ein gelehrter Mann gewesen und hatte auch ab und zu etwas geschrieben. Man geht also zum Bäcker; die Kiste steht noch da. Man bricht die Kiste auf und findet nur einige ausgetrocknete Brotrinden und einen zerrissenen Arbe-Kanfes[1]. Man nimmt also die Kiste, die das Interesse gar nicht verdiente, zerhackt sie mit einem Beil und wirft die Bretter in den Bäckerofen, um sie zu verbrennen. Und hier fängt eben die neue Geschichte an! Die Kiste war noch nicht ganz verbrannt, als plötzlich jemand ans Fenster klopfte und die letzte Neuigkeit erzählte: Salman „der Bocher“[2] ist verrückt geworden!

[1] Arbe-Kanfes (auch „Leibserdack“) leinenes Leibchen mit den Schaufäden (Zizzis).

[2] Bocher — Bursche, Junggeselle.

Ihr wißt nicht, wer Salman der Bocher gewesen ist? Sein Vater, ein sehr ehrlicher Jude, war Fischer gewesen und ist einmal beim Fischen ertrunken. Seine Mutter wurde vor Kummer krank, und die Leute brachten sie aus Mitleid nach Warschau ins Spital. Im Spital erklärte der Arzt, daß sie irgendeine Geschwulst in den Gedärmen habe. Man operierte sie, fand aber die Geschwulst nicht; dafür starb die Frau — nicht auf euch gedacht! — unter dem Messer. Es war wohl so im Himmel beschlossen. Salman wuchs als Waise auf und blieb unverheiratet: wer hätte ihn auch verheiraten können? Darum nannte man ihn Salman der Bocher: war er doch schon einige und zwanzig Jahre alt und noch immer unverheiratet! Von Beruf war er Schuster. Noch als kleiner Junge kam er einmal ganz von selbst zu einem Schuster — es war sogar ein Damenschuster — in die Werkstatt, nahm sich einen Schemel und setzte sich an die Arbeit. Kann man denn einen Stock nehmen und den Jungen aus der Werkstatt hinausjagen? Ich weiß nicht einmal, ob er zu beten verstand. Er sah auch aus wie ein roher Kerl: hoch gewachsen, breitschultrig, mit zwei großen Augen im Gesicht. Dabei hatte er eine ganz ungewöhnliche Kraft in den Händen: einmal hatten drei Bauern Streit mit seinem Meister und wollten ihn schlagen: da machte der Bursche mit einem der Bauern die Türe auf, nahm die beiden andern wie zwei Päckchen

unter die Arme und trug sie einfach hinaus. Und so ein Kerl war nach dem Gesetz militärfrei! Als sein Meister gestorben war, setzte er sich auf dessen Arbeitsplatz und ernährte die Witwe und die Waisen. Alle meinten, er würde die Witwe heiraten. Na, darüber ließe sich vielleicht noch reden. Es stellte sich aber heraus, daß er gar die Tochter der Witwe, ein hübsches schwarzes Mädel, im Sinne hatte. Sie hieß Gitele, und als er ihr einmal Maß zu einem Paar Schuhe nahm, verliebte er sich in sie. Schickt er also einen Schadchen zu der Mutter. Es versteht sich, daß der Schadchen diesen Auftrag nicht übernehmen will. Denn die Witwe hat ein eigenes Häuschen, wenn es auch ganz am Ende der Gasse, dicht bei der Weichsel steht; für die jüngste Tochter (die übrigen Kinder waren schon lange verheiratet und in der Fremde) hat sie eine ganz nette Mitgift zusammengespart, und man schlägt dieser Tochter eine Partie mit Mojschele, einem Enkel des Dajens Reb Sebulon, vor; also allerfeinste Familie, großes Vermögen, und außerdem ist der junge Mann ein Gelehrter zu nennen. Man ist schon so weit, das der Verlobungspakt geschrieben werden kann; man unterhandelt noch wegen einer Kleinigkeit: die Witwe will dem jungen Paar die übliche Beköstigung nach der Hochzeit nur durch vier Jahre gewähren, und die Familie des Bräutigams besteht auf fünf Jahren. In jedem Falle — wie kann der Schadchen unter

solchen Umständen eine Partie mit Salman vorschlagen?! Umsomehr als es derselbe Schadchen ist, der sich mit der andern Partie befaßt und sie beinahe durchgesetzt hat!

Unser Salman drückt aber dem Schadchen ein blankes Zwanzigkopekenstück in die Hand und sieht ihn dabei so an, daß es ihn kalt überläuft. Der Schadchen ist auch gleich bereit: „Ich will gehen! Ich geh schon hin!" Er geht auch wirklich, und Salman geht ihm nach, so daß der arme Schadchen den heißen Atem des Burschen auf seinem Nacken fühlt. Salman der Bocher bleibt dicht vor der Türe des Häuschens stehen: er wartet auf Antwort! Und welche Antwort konnte kommen? Die Witwe rennt hinaus und rückt dem Freier mit einem Besen an den Leib! Da gab's wirklich was zu sehen! Stellt es euch nur vor: so ein Riese, stark wie ein Baum, entflieht vor der zusammengeschrumpften kleinen Witwe, die ihm in ihren klappernden Schusterpantoffeln nachläuft! Das arme Mädel steht derweil vor der Türe und weint herzerweichend: sie meint wohl, daß er ihre Mutter erschlagen wird! Er weicht aber immer mehr und mehr zurück.

Wie er zum Nachmittagsgebet in die Schul kommt, fangen ihn alle zu verhöhnen an. Er sagt aber, daß, wenn man ihm Gitele nicht zum Weibe gibt, er sich etwas antun wird. Gut, tu dir was an! Er wird aber plötzlich brav und kommt mit seinen Gründen: er hat sie lieb, und sie hat ihn auch lieb! Da werden die Leute wütend:

„Woher weißt du das?" Und er antwortet siegesgewiß: „Ich weiß!" Das sei schon seine Sache, sagt er. Er streckt seine flache Hand aus und sagt, daß ihm hier, auf dieser flachen Hand eher Haare wachsen werden, als Gitele den krummen Mojschele nimmt, den er wie eine Fliege zerdrücken würde, wenn er sich vor ihm nicht ekelte. Und während er das sagt, brennen seine Augen ganz wild, wie sich's gehört. Plötzlich springt er auf und stürzt sich mit geballten Fäusten auf Reb Chajim-Jossele, den Onkel der Braut. Reb Chajim-Jossele ist die einzige Zierde unserer Gemeinde, ein gelehrter Mann, hat Geld, das er auf Zinsen verleiht, sogar viel Geld . . . ein Mann mit einem schönen weißen Bart! Und diesen Reb Chajim-Jossele will er totschlagen! Beinahe mit Lebensgefahr rettete man den alten Mann vor seinen Fäusten! Sonst hätte er ihn sicher zermalmt. Nun wendet er sich von Reb Chajim-Jossele zu Mojschele, der, wie es seine Gewohnheit ist, über einem Talmudbande sitzt und studiert, und sagt zu ihm mit Hohn: „Mojssele, Mojssele!" (Mojschele konnte nämlich kein „sch" aussprechen) „Vertauf mir die Talle!" Das sollte heißen: Verkauf mir die Kalle, denn Mojschele sprach statt „k" — „t". „Ich geb dir für sie was du willst: einen Kreisel oder einen Nagel. Oder vielleicht willst du gar einen Dreier?" Mojschele fing zu weinen an, daß es wirklich ein Jammer war.

Das alles ist aber noch gar nichts. Am meisten hatte von ihm Gitele selbst zu leiden. So oft sie auf die Gasse kam, ging er ihr auf Schritt und Tritt nach und jammerte ihr vor: „Gitele, vergieß' nicht mein Blut, mach' mich nicht unglücklich, verdüstere nicht meine Welt . . .“ und ähnliche Dummheiten. Die Muttermilch gerann in ihr vor solcherlei Worten. Sie war aber ein gutes, frommes Kind, und er bekam auf seine Reden kein einziges böses Wort von ihr zu hören. Sogar im Gegenteil: manchmal drehte sie sich nach ihm um und sah ihn mit solchem Mitleid an, daß es gar nicht zu beschreiben ist! Was soll die arme Mutter tun? Sie sperrt sie in ihre Kammer ein. Das Mädel leidet vor Scham Höllenqualen. Es ist doch wirklich keine Kleinigkeit: besonders stark war sie niemals gewesen, nun nimmt sie vor Gram und Schande täglich ab, wird von Tag zu Tag magerer. Außerdem bekommt sie es mit dem Herzen zu tun, ein schlimmes Herzklopfen, sie stirbt beinahe weg! Und wie man das dem Burschen erzählt und ihm sagt: „Wenn du sie wirklich lieb hast, warum schlachtest du sie ohne ein Messer hin?“, antwortet er, daß er gar nichts verlange, sie möchte ihm nur einmal selbst durchs Fenster sagen, daß sie ihr Wort zurücknimmt. Was für ein Wort? Das sei seine Sache. Es genügt, sagt er, daß sie auch gar nichts sagt, sondern nur den Kopf schüttelt. Also bittet man sie, daß sie dem Verrückten diesen Gefallen tue; was

soll man auch mit diesem König von Basan anfangen? Sie will aber nicht. Sie weint und fällt aus einer Ohnmacht in die andere, denn sie will ihn nicht öffentlich beschämen: Ist sie doch eine mitleidige jüdische Tochter! Mit einem Worte — es ist ein Jammer. Also beschließt man, sie möglichst bald zu verheiraten. Die Witwe gibt nach, man einigt sich auf fünf Jahren Köst[1], der Verlobungspakt wird geschrieben, und Salman der Bocher steht vor dem Hause und klopft sich mit dem Kopf an die Wand, so daß es schallt. Das Mädel fällt in Ohnmacht, und es ist jedermann klar, daß sie krank werden muß. Man redet ihr vor, daß man wegen ihr einen Arzt befragen will, und bringt sie nach Warschau. Reb Sebulon der Dajen läßt sich mit seinem Enkel in aller Heimlichkeit nachts in einem Boote über die Weichsel hinübersetzen und fährt ebenfalls nach Warschau. Einige Tage drauf — der Bocher steht gerade auf der Gasse — kommen in einer ganz großen Kutsche beide Familien mit dem jungen Paar angefahren. Wie Salman das sieht, schreit er auf wie ein Ochs unter dem Schlachtmesser, stürzt auf die Erde wie ein gefällter Baum und windet sich in Krämpfen. Wie man ihn aufhebt, ist er vollständig verrückt!

[1] Köst — die von den Brauteltern dem jungen Paare durch einige Jahre gewährte Unterkunft und Beköstigung; bildet einen Teil der Mitgift.

Und worin bestand seine Verrücktheit? Gitele war inzwischen ein Weibchen geworden und hatte ein Kind zur Welt gebracht, das bald nach der Geburt starb. Salman trägt nun das Kleine ständig auf seinen Armen herum: natürlich ist es nur ein Holzklotz, den er mit irgendeinem Lumpen umwickelt hat. Und er trägt die Puppe auf den Armen, wiegt sie, bemuttert sie, singt ihr Wiegenlieder, und flüstert ihr etwas zu — und so geht es Tag und Nacht . . .

Manchmal wird er plötzlich anders: er läßt die Hände sinken, ist nicht mehr der Vater des Kindes und wird auf eine andere Art verrückt. Das kommt meistens in Mondnächten vor. Er gerät plötzlich in Wut, rennt nachts auf der Gasse auf und ab, klopft an die Fenster und schreit: „Räuber! Mörder! Blutsauger!" und was ihm noch gerade in den Sinn kommt. Doch wenn er beim Hause der Schusterswitwe an der Weichsel anlangt, wird er ganz still, geht auf den Fußspitzen zum Fenster der Schlafkammer des jungen Paares, drückt sein Ohr an den Fensterladen, horcht eine Weile, küßt dann den Laden wie ein heilig Ding und geht weinend weg . . .

Gitele hat sich an ihr Leben beinahe gewöhnt, aber Kinder — nicht auf euch gedacht! — hat sie nicht.

Eine Heirat

Von Jizchok-Lejb Perez

Ich kann mich noch erinnern, wie ich als ganz kleines Mädchen im Sommer auf dem Hofe mit anderen kleinen Mädchen „Zeichen" spielte und aus Sand Sabbatbrote buk. Und wie ich den ganzen Winter in der Stube saß und ein kleines Brüderchen wiegte, das schon krank auf die Welt gekommen war und bis zu seinem Tode — es starb mit sieben Jahren — immer krank war.

Im Sommer saß das unglückliche Geschöpf auf dem Hofe, wärmte sich in der Sonne und sah zu, wie ich im Sande spielte.

Und den ganzen Winter lag es in der Wiege, und ich erzählte ihm Märchen oder sang ihm etwas vor. Alle übrigen Brüder gingen schon in den Cheder.

Mutter war ständig beschäftigt. An die zehn Berufe hatte sie, meine arme Mutter. Sie vermittelte Käufe und Verkäufe, buk Lebkuchen, half bei Hochzeiten und ähnlichen Festen mit . . . War Badefrau im Frauenbad, Vorbeterin in der Frauenschul, und besorgte allerlei Einkäufe für die reicheren Haushalte.

Vater war Holzaufschreiber im Walde bei Reb Sain wel Terkelbaum und bekam dafür drei Rubel die Woche. Damals waren noch gute Zeiten: die Eltern konnten den Melamed hezahlen, auch die Miete wurde fast immer richtig zum Termin bezahlt, und wir bekamen alle satt zu essen.

Manchmal buk Mutter zum Abendessen einen Kuchen; das war für uns wie ein Festtag, doch es kam selten vor.

Mutter kam meistens sehr spät am Abend todmüde und oft mit verweinten Augen nach Hause. Sie beklagte sich, daß ihr manche Hausfrau, für die sie Einkäufe besorgte, die Auslagen nicht zahlen wollte. Oft mußte Mutter aus dem Eigenen etwas auslegen, und die Frau versprach ihr, morgen oder übermorgen abzurechnen. Inzwischen wurden noch andere Sachen gekauft, und wenn es zur Abrechnung kam, konnte sich die Frau nicht mehr erinnern, wer vorgestern das halbe Quart Butter bezahlt hatte . . . Sie müsse den Mann fragen, der dabei gewesen sei: ihr Mann habe ein eisernes Gedächtnis und werde genau wissen, wie es sich damit verhalte. Am nächsten Morgen stellte sich heraus, daß der Mann zu spät aus dem Bethause heimgekommen war, und die Frau vergessen hatte, ihn zu fragen. Am dritten Tag erzählte sie, daß sie den Mann bereits gefragt hätte; er sei aber böse gewesen, daß sie ihm mit derlei Sachen komme: „Er hat doch wirklich nichts ande-

res zu tun, als Weiberrechnungen nachzuprüfen!" Sie wollte nun selbst versuchen, sich an die Sache genau zu erinnern.

Und einige Tage später erklärte die Frau, sie könne es beschwören, daß sie das halbe Quart Butter selbst bezahlt hätte. Und wenn meine Mutter noch einmal wagte, die Rede auf das halbe Quart Butter zu bringen, sagte die Frau, sie sei eine freche Person und wolle bei ihr den halben Gilden herausschwindeln ... Und sie drohte ihr, daß, wenn sie noch einmal, auch nur ein Wort von dem halben Quart Butter sagte, sie sie überaupt nie mehr zu sich ins Haus hereinlassen würde!

Mutter, die aus einem guten Hause stammte und wohl selbst eine wohlhabende Frau geworden wäre, wenn der Gutsbesitzer ihren Vater nicht um das Geld gebracht hätte, das für sie als Mitgift bestimmt gewesen war, konnte eine solche Behandlung nicht ertragen. Gar oft kam sie mit geschwollenen Augen heim, warf sich aufs Bett und blieb lange weinend liegen. Und erst spät am Abend, wenn sie sich ausgeweint hatte, stand sie auf und kochte für uns etwas Nudeln mit Bohnen.

Und manchmal ließ sie ihre Erbitterung an uns aus; und meistens an mir. Denn dem kleinen Berele sagte sie niemals ein Wort; und die Brüder, die aus dem Cheder kamen, ließ sie auch in Ruhe: denn sie brachten ja ohnehin geschwollene Gesichter und blau und braun

angelaufene Backen nach Hause. Dafür bekam ich gar oft eine unverdiente Ohrfeige oder einen Rippenstoß.

„Konntest du denn nicht schon früher Feuer machen und einen Topf Wasser auf den Herd stellen?" Wenn ich das aber getan hatte, war es noch schlimmer: „Sieh nur einer an, diese Hausfrau! Sie macht Feuer, damit das Holz ganz umsonst verbrennt . . . Denkt sie denn je daran, daß ich jedes Scheit Holz sauer verdienen muß? Sie bringt mich noch an den Bettelstab!"

Gar oft saß der Vater mit niedergeschlagenen Augen da. Und die Mutter stand am Fenster, sah in die leere Luft hinaus und sprach: „Kümmert er sich denn um etwas? Er sitzt den ganzen Tag im Walde wie ein Graf, atmet gute Waldluft, liegt im Grase, ißt Sauermilch und vielleicht auch Sahne, was weiß ich? Und mir trocknen hier die Gedärme!"

Und trotz alledem war es damals noch gut. Wir litten keinen Hunger, und nach den sechs Wochentagen mit ihren kleinen Leiden und Unannehmlichkeiten kam immer ein fröhlicher und ruhiger Sabbat. Vater kam oft zum Sabbat nach Hause, und Mutter ging dann manchmal in einen Winkel, um ihr glückliches Lächeln zu verbergen.

Am Freitagabend, vor dem Licht-Benschen, küßte mich Mutter manchmal auf die Stirne. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte: wenn Vater zum Sabbat nicht nach Hause kam, war ja ich die „Familie"! Mutter riß

mir beim Kämmen mein halbes Haar aus und gab mir noch obendrein manchen kräftigen Stoß in den Rücken. Ich weinte aber niemals. Mein kindliches Herz fühlte, daß Mutter nicht mich, sondern ihr finsteres Leben verwünschte.

Doch später, als der Wald ganz abgeholzt war, und Vater ganze Tage zu Hause blieb, fehlte uns oft das Nötigste. Hungern mußten eigentlich nur Vater, Mutter und ich. Denn die übrigen Kinder merkten kaum einen Mangel. Das kleine kranke Brüderchen brauchte sowieso nichts; es schluckte manchmal einen Löffel Grütze herunter, wenn man sie ihm gab, und schaute sonst den ganzen Tag zur Decke hinauf. Und die andern Brüder, die in den Cheder gingen, mußten doch „etwas Warmes in den Magen bekommen". Doch ich ging oft hungrig zu Bett.

Vater und Mutter gedachten oft mit Tränen in den Augen der vergangenen Zeit. Mir ging es aber umgekehrt: ich fühlte mich in den schlechten Zeiten besser! Seitdem uns oft ein Bissen Brot fehlte, hatte mich Mutter doppelt so lieb als früher. Sie riß mir jetzt beim Kämmen niemals mehr die Haare aus und stieß mich auch nicht mehr in meinen mageren Rücken. Und Vater pflegte mir oft während des Essens den Kopf zu streicheln und mit mir zu scherzen, damit ich nicht sehe, wie man mich mit dem Essen bevorteilte. Doch wenn ein

Fasttag kam, fastete ich immer den ganzen Tag wie Vater und Mutter und war dabei stolz, daß ich schon ein so großes Mädchen sei!

Um diese Zeit starb mein krankes Brüderchen.

Das kam so. Eines Morgens sagte Mutter noch im Bette zum Vater: „Weißt du, dem Berl geht es heute besser: er hat die ganze Nacht geschlafen und mich kein einziges Mal geweckt!“

Wie ich das hörte — ich hatte immer einen leisen Schlaf — sprang ich auf und lief zu der Wiege, um nach „meinem einzigen Brüderchen“ zu sehen (so nannte ich es immer, so lieb hatte ich es!). Und ich hoffte, auf seinem mageren Gesichtchen ein Lächeln zu sehen, das sich höchstens einmal im Jahre zeigte . . . Doch ich sah ein totes Gesichtchen.

Und wir saßen dann zum Zeichen der Trauer sieben Tage auf niederen Schemeln[1] . . .

Und später wurde Vater krank, und nun kam zu uns jeden Tag der Feldscher ins Haus . . .

Solange es noch Geld im Hause gab, kam der alte Feldscher selbst. Doch als alle Bettwäsche, der Hängeleuchter und zuletzt Vaters Bücherschrank, den Mutter lange Zeit nicht anrühren wollte, verkauft waren, kam der Feldscher nicht mehr in eigener Person, sondern schickte seinen „Jungen“.

[1] Rituelles Gebot.

Der Junge mißfiel meiner Mutter sehr. Er hatte ein spitzes Schnurrbärtchen, kleidete sich wie ein Goj und gebrauchte gerne polnische Worte.

Ich fürchtete ihn; ich weiß auch heute nicht, weshalb. Wenn er kam, lief ich in den Hof und blieb dort so lange, bis er wieder fort war.

Einmal wurde unser Nachbar, ein ganz armer Mensch, krank. Der hatte wohl schon auch alles, was er besaß, verkauft. Und der Feldscherjunge (ich weiß auch heute nicht, wie er geheißen hat) ging von uns zum Nachbar hinüber. Wie er durch den Hof ging, sah er mich auf einem Klotze sitzen.

Ich schlug die Augen nieder. Es überlief mich kalt, und mein Herz fing schneller zu schlagen an, als ich ihn kommen hörte.

Er ging auf mich zu, faßte mich beim Kinn, hob mein Gesicht in die Höhe und sagte mir auf Jidisch:

„Ein so hübsches Mädel wie du sollte nicht so zerzaust sein! Auch brauchst du dich nicht vor einem jungen Mann zu schämen!"

Er ließ mich los, und ich lief in die Stube. Ich fühlte, daß mir mein ganzes Blut ins Gesicht gestiegen war. Ich ging in den dunkelsten Winkel und tat so, als ob ich die schmutzige Wäsche nachzählte . . . Das war an einem Mittwoch.

Und am Freitag bat ich selbst meine Mutter, wohl zum

erstenmal in meinem Leben, daß sie mir den Kopf waschen und das Haar durchkämmen möchte.

„Weh ist mir!“ rief Mutter verzweifelt aus: „Ich habe sie ja wirklich seit drei Wochen nicht gekämmt!“

Doch plötzlich wurde sie böse:

„Was dir nicht einfällt? Ein so großes, erwachsenes Mädel kann sich nicht selbst kämmen?! Eine andere an deiner Stelle hätte auch die andern Kinder gekämmt und gewaschen!“

„Sorele, schrei nicht so!“ bat sie der Vater. Doch Mutter wurde immer zorniger:

„Du böses Mädel, hörst du? Gleich wäschst du dir das Haar! Augenblicklich!“

Doch ich fürchtete zum Herd zu gehen, wo das heiße Wasser stand, denn im Vorbeigehen hätte ich von Mutter sicher einen Stoß in den Rücken bekommen. Vater rettete mich aber wie immer.

„Sorele,“ stöhnte er, „schrei nicht so, mir tut der Kopf so furchtbar weh! . . .“

Das genügte. Mutters Zorn legte sich augenblicklich. Ich ging ungeschoren zum Herd und nahm mir einen Topf heißes Wasser.

Ich wasche mir das Haar und sehe, wie Mutter zum Vater zugeht, auf mich zeigt und seufzt.

„Herr der Welt, da wächst das Mädel wie auf Hefe,“ sagt sie ganz leise zum Vater, doch ich höre jedes Wort.

„Ist schön wie Gold . . . Und was fängt man mit ihr an? . . ."

Der Vater seufzt tief auf.

Der Feldscher hatte mehr als einmal versichert, daß dem Vater eigentlich gar nichts fehle. Vor Aufregung und Kummer sei ihm nur etwas die Leber angeschwollen, und die Leber drücke auf das Herz. Das sei alles! Er solle viel Milch trinken, jede Aufregung vermeiden und auch an die Luft kommen . . . Er solle mit andern Menschen sprechen, sich zerstreuen und irgendeine Beschäftigung suchen . . . Vater sagte aber, daß ihn die Beine nicht tragen wollten. Und was mit seinen Beinen war, erfuhr ich erst später.

Einmal im Sommer, beim ersten Morgengrauen, weckte mich ein Gespräch zwischen Vater und Mutter:

„Mußtest wohl, nebbich, nicht wenig herumlaufen, als du noch im Walde warst?" fragte Mutter.

„Auch eine Frage!" antwortete der Vater. „Im Walde wurde zugleich an zwanzig Stellen gearbeitet. Der Wald gehörte dem Gutsbesitzer, doch die Bauern hatten ein Recht auf das Abfallholz und auf die vom Blitz abgeschlagenen Bäume . . . Und daß der Wald abgeholzt wurde, war für die Bauern natürlich ein großer Verlust, denn nun mußten sie sich ihr Bauholz und Brennholz für Geld kaufen. Die Bauern wollten daher gegen das Ausholzen des Waldes Beschwerde einlegen und den

Kommissar holen. Doch es war schon zu spät: als Reb Sainwel merkte, daß die Bauern etwas vorhatten, ließ er noch vierzig Holzfäller anstellen. Nun war es eine Hölle, es wurde an mindestens zwanzig Stellen zugleich abgeholzt. Und ich mußte überall dabei sein . . . Was denkst du dir? Die Füße waren mir oft angeschwollen wie die roten Rüben . . .“

„Wie leicht doch ein Mensch sündigen kann!“ seufzte die Mutter. „Und ich glaubte, daß du dort gar nichts zu tun hättest . . .“

„Natürlich!“ sagte der Vater lächelnd. „Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein immer auf den Beinen . . .“

„Und alles für drei Rubel die Woche?“ Mutter wurde böse.

„Er versprach mir eine Zulage. Inzwischen war ihm aber, wie du weißt, ein Floß in der Weichsel untergegangen . . . Und er sagte, er hätte sein ganzes Vermögen verloren . . .“

„Und du glaubst daran?“

„Es ist ja möglich . . .“

„Immer sagt er, er hätte alles verloren, und doch wächst sein Vermögen von Tag zu Tag.“

„Ja, wenn Gott einem hilft . . .“ stöhnte der Vater. Sie schwiegen eine Weile.

„Weißt du nicht, was er treibt?“ fragte der Vater, der

schon ein ganzes Jahr nicht aus dem Hause gekommen war.

„Was soll er machen? Er handelt mit Flachs und Eiern . . . Hat auch eine Schenke . . .“

„Und was macht sie?“

„Sie ist, nebbich, krank . . .“

„Schade, denn sie ist eine gute Frau . . .“

„Ein Edelstein! Die einzige reiche Frau, die noch niemals versuchte, mich auch um eine halbe Kopeke zu schädigen. Sie hätte sogar sicher immer rechtzeitig gezahlt, wenn es von ihr abhinge . . .“

„Ich glaube,“ sagte der Vater, „sie ist seine dritte Frau.“

„Gewiß!“ bestätigte die Mutter.

„Siehst du, Sore: man kann meinen, so ein reicher Mann muß immer glücklich sein . . . Nun hat er mit seinen Frauen kein Glück . . . Jeder hat eben seine Last zu schleppen . . .“

„Und ein noch so junges Blut!“ sagte die Mutter. „Nur einige und zwanzig Jahre alt . . .“

„Was kann man wissen! Er ist doch gewiß über siebzig und noch so gesund und kräftig.“

„Liest ohne Brille!“

„Wenn er geht, zittert der Fußboden! Und ich, siehst du, ich liege zu Bett.“

Als Vater das sagte, überlief es mich kalt.

„Gott wird helfen!“ tröstete die Mutter.

„Und sie, sie . . .“ stöhnte der Vater und warf einen Blick in meine Ecke. „Sie wächst, unberufen, wie auf Hefe wächst sie . . . Und vorne . . . hast du gesehen?“

„Eine Frage, ob ich es gesehen habe!“

„Und ein Gesicht . . . Sie strahlt wie die Sonne . . .“

Sie wurden für eine Weile wieder still.

„Weißt du, Sorele,“ sagte der Vater, „wir sündigen gegen Gottes Gebot . . .“

„Wieso?“

„Wir sündigen an ihr! Wie alt warst du, als wir heirateten?“

„Jünger als sie!“

„Nun?“

„Was nun?“

Im selben Augenblick klopfte man von außen zweimal an den Fensterladen.

Mutter sprang aus dem Bett, riß mit einem Ruck den Strick ab, mit dem der Laden befestigt war, und machte das Fenster auf, an dem es schon längst keine Beschläge mehr gab.

„Was ist?“ rief sie in die Straße hinaus.

„Riwke, Sainwels Weib, ist verschieden.“

Mutter schloß wieder das Fenster.

„Gesegnet sei der Richter der Wahrheit[1]!“ sagte der Vater. „Sterben ist wirklich nicht schwer! . . .“

[1] Vorschriftsmäßige Formel beim Anhören einer Todesbotschaft.

„Gesegnet sei der Richter der Wahrheit!" sagte auch Mutter. „Erst eben sprachen wir von ihr . . ."

*

Ich hatte damals eine seltsam unruhige Zeit. Ich weiß selbst nicht, was mit mir los war.

Oft lag ich ganze Nächte schlaflos da, in meinen Schläfen hämmerte es, und mein Herz klopfte so, als ob ich etwas fürchtete oder mich nach etwas sehnte. Und manchmal wurde es mir so warm und weich ums Herz, daß ich imstande wäre, die ganze Welt zu umarmen und zu küssen.

Doch wen sollte ich umarmen? Die Brüder ließen sich nicht umarmen, und selbst der fünfjährige Jojchenen wehrte sich und schrie, daß er mit einem Mädel nicht spielen wolle. Mutter war immer böse und vergrämt, und ich hatte vor ihr solche Angst . . . Und Vater wurde von Tag zu Tag kränker.

In ganz kurzer Zeit wurde er grau wie eine Taube; sein Gesicht schrumpfte zusammen wie Pergament, und seine Augen blickten so hilflos und mit solchem stummen Flehen, daß ich, wenn ich ihn nur ansah, jedesmal weinend aus dem Hause lief.

Damals mußte ich oft an mein armes kleines Berele denken . . . Ihm hätte ich alles erzählen können, ihn hätte ich küssen und liebkosen können . . . Wenn ich mir sagte, daß er nun in der kalten Erde liegt, mußte ich bitterlich weinen . . .

Und oft kamen mir die Tränen ganz ohne Grund.

Zuweilen stand ich am Fenster und sah, wie der Mond am Himmel schwamm und immer näher und näher zum weißen Zaun, der vor dem Fenster war, kam und doch nicht über ihn hinüberschwimmen konnte.

Und ich hatte Mitleid mit dem Mond, und mein Herz krampfte sich zusammen, und Tränen traten mir in die Augen . . .

Und manchmal war ich ganz matt, und wankte umher mit blassem Gesicht und geschwollenen Augen. In den Ohren sauste es mir, der Kopf war mir schwer, und ich sagte mir, daß es mir so schlecht, so elend ginge, daß es das beste wäre, wenn ich stürbe . . .

An solchen Tagen beneidete ich Berele: er liegt dort auf dem Friedhof und ist so ruhig . . .

Oft träumte mir, daß ich gestorben sei, daß ich im Grabe liege, oder daß ich in bloßem Hemd, mit aufgelösten Haaren im Himmel herumfliege und auf die Welt herabschaue und sehe, was dort vorgeht . . .

Gerade um jene Zeit verlor ich alle meine Freundinnen, mit denen ich einst auf dem Hofe „Zeichen" gespielt hatte; und neue Freundinnen bekam ich nicht. Die eine von ihnen zeigte sich am Sabbat in einem Atlasrock und mit einer goldenen Uhrkette: ihre Hochzeit stand vor der Türe. Andere wiederum galten schon als „Partien": Schadchens kamen jeden Augenblick ins Haus, und die

Mädchen gingen sauber gewaschen, schön gekämmt und schön gekleidet herum, während ich noch barfuß, abgerissen und in kurzen Röcken herumlief. Meine ganz ausgeblichene Kattunjacke war vorne an einigen Stellen geplatzt, und ich hatte sie selbst mit Kattun von anderer Farbe geflickt. Die fein geputzten Mädchen gingen mir aus dem Wege; und mich jüngeren Kindern anzufreunden, schämte ich mich. Auch freuten mich die Kinderspiele nicht mehr. Darum zeigte ich mich den ganzen Tag nicht auf der Straße. Und Mutter schickte mich niemals etwas besorgen, und wenn ich einmal selbst ausgehen wollte, ließ sie mich nicht gehen. Dafür ging ich oft gegen Abend aus, spazierte in der Nähe des Hauses bei den Schuppen auf und ab oder setzte mich unten am Flußufer hin.

Im Sommer saß ich oft bis in die Nacht hinein am Flußufer.

Anfangs kam manchmal auch Mutter heraus. Sie setzte sich aber niemals zu mir, sondern blieb vor dem Tore stehen, sah sich um und ging wieder fort. Ich konnte beinahe hören, wie sie seufzte, wenn sie mich vom weiten ansah.

Doch mit der Zeit hörte auch das auf.

Ich saß stundenlang ganz allein, hörte zu, wie das Wasser rauschte und die Frösche aus dem feuchten Grase ins Wasser sprangen, oder verfolgte mit den Augen irgendein Wölkchen am Himmel . . .

Und oft schlief ich mit offenen Augen.

Einmal hörte ich aus der Ferne ein trauriges Liedchen. Die Stimme klang jung und frisch, und eine Trauer ergriff meinen ganzen Leib. Es war ein jüdisches Lied.

— Das ist der Feldscherjunge! — sagte ich mir. — Jeder andere würde einen Psalm und kein solches Lied singen. —

Und ich sagte mir noch, daß ich nun nach Hause gehen müßte, um solche Lieder nicht zu hören und mit dem Feldscherjungen nicht zusammenzukommen. Doch ich konnte nicht aufstehen. Ich war so verträumt und matt und blieb auf meinem Platze sitzen, obwohl mein Herz unruhig war.

Das Lied kommt immer näher und näher und es klingt vom andern Flußufer über die Brücke herüber.

Ich höre schon Schritte auf dem Sande, ich will weglaufen, doch die Füße wollen mir nicht gehorchen, und ich bleibe sitzen.

Endlich kommt er zur Stelle, wo ich sitze.

„Bist du es, Leë?"

Ich antwortete nicht.

Es saust mir noch stärker in den Ohren, in den Schläfen hämmert es noch heftiger, und es scheint mir, daß ich noch niemals eine so schöne und süße Stimme gehört hätte.

Er macht sich nichts daraus, daß ich ihm nicht antworte.

Er setzt sich neben mich auf den Klotz und sieht mir gerade ins Gesicht.

Ich sehe seinen Blick nicht, denn ich halte die Augen gesenkt, doch ich fühle, wie mir das Gesicht brennt.

„Bist ein hübsches Mädchen, Leë!" sagt er zu mir. „Schade um dich!"

Ich fühle, daß ich gleich in Tränen ausbrechen muß, und laufe davon.

Am nächsten Abend ging ich nicht aus dem Hause, am dritten auch nicht. Doch am vierten — es war ein Freitag — war es mir so schwer ums Herz, daß ich ausgehen mußte. Es war mir, als ob ich zu Hause ersticken würde. Er hatte wohl auf mich im Schatten hinter der Hausecke gewartet, denn kaum setzte ich mich auf meinen Platz, als er sofort wieder vor mir stand.

„Laufe mir nicht weg, Leë!" bat er mit seiner weichen, herzlichen Stimme. „Glaube mir, ich werde dir nichts Schlechtes tun!"

Seine ernste, weiche Stimme beruhigte mich.

Und er begann wieder ein stilles trauriges Lied zu singen, und mir kamen wieder die Tränen. Ich konnte mich nicht beherrschen und begann still zu weinen.

„Was weinst du, Leë?" Er brach sein Lied ab und nahm mich bei der Hand.

„Du singst so traurig," sagte ich und zog meine Hand aus der seinigen fort.

„Ich habe weder Vater noch Mutter," sagte er, „bin ganz allein in der Fremde."

Jemand zeigte sich auf der Straße, und wir liefen beide fort.

Ich merkte mir sein Lied und sang es von nun an jeden Abend im Bette. Ich sang es, wenn ich einschlief und wenn ich aufwachte. Doch oft machte ich mir bittere Vorwürfe und weinte, weil ich mit dem Feldscherjungen zusammenkam, der sich „deutsch"[1] kleidete und das Kinn rasierte. Hätte er sich doch so wie der alte Feldscher gekleidet, so wäre er wenigstens ein frommer Jude gewesen . . . Ich wußte, daß, wenn Vater etwas davon merkte, er vor Kummer sterben würde. Und Mutter würde sich wohl etwas antun! Das Geheimnis lag mir auf dem Herzen wie ein schwerer Stein.

Wenn ich zu Vaters Bett zugehe, um ihm etwas zu geben, oder wenn Mutter von der Straße heimkommt, und ich an meine Sünde denke, heben mir an Arme und Beine zu zittern, und mein Gesicht verliert seinen letzten Tropfen Blut; und doch verspreche ich ihm jeden Abend, auch am nächsten Abend zu kommen. Ich weiß auch nicht, warum ich ihm aus dem Wege gehen soll. Er nimmt mich sogar nie wieder bei der Hand. Er sagt nur, daß ich ein hübsches Mädchen sei. Er spricht nur mit mir und lehrt mich Lieder singen . . .

[1] Siehe Anmerkung Seite 220.

Nur einmal brachte er mir etwas mit: ein Stück Johannisbrot.

„Iß, Leë!"

Ich will es nicht nehmen.

„Warum?" fragt er mich sehr traurig. „Warum willst du es von mir nicht nehmen?"

Und ich sage ihm, daß ich lieber ein Stück Brot gegessen hätte.

*

Wie lange unser Sitzen am Flusse und unser Singen gedauert hat, weiß ich nicht mehr. Doch einmal war er noch trauriger als sonst. Ich sah es ihm gleich an seinem Gesichte an und fragte ihn, was er habe.

„Ich muß fortreisen."

„Wohin?" fragte ich mit tonloser Stimme.

„Zur Nachmusterung."

Ich faßte ihn bei der Hand.

„Wirst du Soldat werden?"

„Nein," antwortete er und drückte meine Hand. „Ich bin zu schwach, ich habe einen Herzfehler. Sie werden mich nicht nehmen, doch ich muß mich stellen . . ."

„Kommst du zurück?"

„Gewiß."

Wir schwiegen eine Weile.

„Es wird aber einige Wochen dauern," sagte er.

Ich schwieg, und er sah mich flehend an.

„Wirst du nach mir bangen?"

„Ja . . ." Ich hörte selbst kaum, wie ich das sagte.

Wir schwiegen wieder eine Weile.

„Wollen wir uns verabschieden . . ."

Meine Hand lag noch immer in der seinigen.

„Fahre gesund!" sagte ich ihm mit zitternder Stimme.

Er neigte sich zu mir vor, küßte mich und verschwand.

Ich stand lange wie trunken da.

„Leë!" Ich hörte Mutters Stimme. Es war wieder die alte weiche, beinahe singende Stimme aus jener Zeit, als Vater noch gesund war.

„Leë'schi!"

So hat sie mich schon lange nicht genannt. Ich fuhr noch einmal zusammen und lief mit brennenden Lippen nach Hause. Ich konnte unsere Stube kaum wieder erkennen. Auf dem Tisch stehen zwei fremde Leuchter mit brennenden Kerzen. Es ist auch Branntwein und Honigkuchen da, Vater sitzt in einem Sessel, mit Kissen umlegt, und jede Runzel seines Gesichts lächelt. Um den Tisch herum stehen Stühle, die uns nicht gehören, und fremde Menschen sitzen auf ihnen. Und Mutter fällt mir um den Hals und fängt mich zu küssen an:

„Gut Glück, Tochter, Tochter'schi, Leë'schi, gut Glück!"

Ich verstand nicht, was sie meinte, doch mein Herz klopfte so heftig, und ich hatte solche Angst! Und als

Mutter mich aus ihrer Umarmung losließ, rief mich der Vater zu sich heran. Ich hatte keine Kraft, zu stehen; ich sank vor ihm in die Knie und lehnte meinen Kopf an seinen Schoß. Er streichelte mir das Haar und sprach:

„Nun wirst du, mein Kind, keinen Hunger mehr leiden und keine Not kennen! Wirst nicht mehr nackt und barfuß herumgehen . . . Du wirst reich sein. Du wirst für deine kleinen Brüder Melamed-Geld zahlen . . . Man wird sie nicht mehr aus den Cheders hinauswerfen . . . Du wirst auch uns helfen . . . Und ich werde wieder gesund werden . . ."

„Und weißt du, wer dein Bräutigam ist?" fragt Mutter voller Freude. „Reb Sainwel! Er hat selbst den Schadchen hergeschickt . . ."

*

Ich weiß selbst nicht, was mit mir war, doch ich erwachte in meinem Bett erst gegen Mittag.

„Gelobt sei Gott!" rief Mutter aus.

„Gelobt sei sein lieber Name!" sagte Vater.

Und sie fingen mich wieder zu halsen und zu küssen an. Und noch mehr als das: man brachte mir einen Teller Eingemachtes ins Bett! Ob ich nicht etwas Wasser mit Fruchtsaft möchte? Oder etwas Wein?

Ich schloß wieder die Augen und schluchzte in mich hinein.

„Es ist gut! Es ist gut!" freut sich Mutter. „Soll sie

sich nur ausweinen. Mein armes Kind! Wir sind selbst schuld: wir haben ihr zu plötzlich von ihrem Glück erzählt! So unerwartet! Es konnte ihr doch, Gott behüte, eine Ader platzen! Aber jetzt, gelobt sei Gott! Weine dir nur gut das Herz aus, Kind, damit alles Leid mit den Tränen wegschwimmt, und ein neues Leben beginnt . . . Ein neues Leben!"

Der Mensch hat zwei Engel: einen guten und einen bösen. Und ich war überzeugt, daß der gute Engel mir sagte, ich solle den Feldscherjungen vergessen, Reb Sainwels Eingemachtes essen, seinen Fruchtsaft trinken und mich auf seine Rechnung kleiden, während der böse Engel mir zuraunte, ich solle Vater und Mutter ein für allemal sagen, daß ich Reb Sainwel nicht wolle, daß ich ihn um nichts in der Welt wolle.

Reb Sainwel kannte ich noch gar nicht. Ich hatte ihn vielleicht einmal gesehen, doch entweder schon vergessen oder gar nicht gewußt, wen ich vor mir hatte . . . Aber ich haßte ihn bereits.

Und schon in der nächsten Nacht träumte mir, daß ich unter der Chuppe[1] stehe.

Mein Bräutigam ist Reb Sainwel, und man führt mich siebenmal um ihn herum, doch meine Füße sind erstarrt, und die Brautführerinnen tragen mich auf den Händen.

Und nach der Trauung führt man mich nach Hause.

[1] Traubaldachin.

Mutter kommt mir mit einem Kuchen in der Hand tanzend entgegen, und man bringt mir schon die „goldene" Hochzeitssuppe.

Und ich fürchte, die Augen zu heben, denn ich weiß, daß ich einen blinden Mann vor mir sehen werde mit einer langen, entsetzlich langen Nase . . . Ich bin in kaltem Schweiß gebadet. Doch plötzlich flüstert er mir ins Ohr:

„Leë'schi, du bist ein hübsches Mädchen!"

Und die Stimme ist nicht die Stimme eines alten Mannes, es ist seine Stimme. Und ich öffne die Augen und sehe sein Gesicht.

„Pßt!" flüstert er mir zu. „Sage es niemand. Ich habe Reb Sainwel in den Wald gelockt, in einen Sack gesteckt, einen Stein angebunden und den Sack in den Fluß geworfen (eine ähnliche Geschichte hat mir einmal Mutter erzählt). Und nun bin ich an seiner Stelle . . ."

Ich wache auf und zittere am ganzen Leibe.

Durch einen Spalt im Fensterladen fällt ein blasser Mondstrahl herein und beleuchtet die ganze Stube. Und ich bemerke erst jetzt, daß an der Decke wieder der alte Leuchter hängt. Vater und Mutter schlafen wieder auf Bettwäsche; Vater lächelt im Schlafe, und Mutter atmet so ruhig . . . Und der gute Engel spricht zu mir: „Wenn du gut und fromm bleibst, wird Vater wieder gesund werden; Mutter wird in ihren alten Tagen nicht mehr so schwer und bitter arbeiten müssen, und aus deinen

kleinen Brüdern werden lauter Gelehrte, Rabbiner und Große in Israel werden; du wirst für sie das Melamed-Geld zahlen . . ."

„Doch Reb Sainwel", sagt der böse Engel, „wird dich küssen und dich mit seinen feuchten Lippen berühren. Er wird dich mit seinen knöchernen Armen umfassen . . . Er wird dich zu Tode peinigen wie seine vorigen Weiber. Und er wird zurückkehren und wird großen Kummer haben. Er wird dich keine Lieder mehr singen lehren, und wird nicht mehr mit dir Abend für Abend sitzen . . . Du wirst mit Reb Sainwel sitzen . . ."

„Nein! Eher wird der Himmel auf die Erde stürzen! Zerreißt den Verlobungspakt!"

Und ich kann, bis es Tag wird, nicht mehr einschlafen.

Mutter steht zuerst auf. Ich will mit ihr sprechen, doch ich bin gewohnt, mich mit allen meinen Leiden an den Vater zu wenden.

Nun wacht auch schon Vater auf.

„Weißt du, Sorele," sind seine ersten Worte, „ich fühle mich heute ganz gut. Du wirst sehen: ich werde heute sogar ausgehen . . ."

„Gelobt sei sein lieber Namen! Unsere Tochter hat uns das Glück gebracht, das sind die Verdienste unseres frommen Kindes!"

„Der Feldscher hat wirklich recht . . . Und die Milch schmeckt mir ausgezeichnet . . ."

Sie schweigen, und der gute Engel sagt mir wieder:

„Wenn du gut und fromm bist, wird Vater gesund werden. Wenn aber von deinen Lippen auch nur ein einziges sündiges Wort fällt, legt er sich wieder hin und stirbt."

„Hör' einmal, Sorele," sagt Vater zu Mutter, „nun sollst du alle deine Geschäfte aufgeben . . ."

„Was sagst du?!"

„Was du hörst! Ich will heute noch zu Reb Sainwel gehen . . . Er wird mir eine Anstellung geben, oder mir etwas Geld borgen. Wir werden dann einen Laden aufmachen; ein wenig werde ich im Laden stehen, und ein wenig du . . . Und dann werde ich vielleicht mit Getreide handeln . . ."

„Gebe Gott! . . ."

„Gewiß wird es Gott geben! Wenn du heute von Reb Sainwel Geld für ihre Hochzeitskleider holst, sollst du auch für dich nehmen . . . Wenigstens für zwei Kleider . . . Und warum auch nicht? Er sagte ja, du sollst nur verlangen, wieviel du brauchst. Du wirst doch nicht in deinen alten Lumpen zum Aufgebot gehen."

„Hör' schon auf!" sagt Mutter. „Vor allen Dingen muß man den Kindern etwas machen. Ruben läuft barfuß herum und hat sich vorige Woche einen Splitter in den Fuß getreten. Er hinkt noch heute . . . Der Winter steht vor der Türe, und man sollte den Kindern warme Mäntelchen machen lassen."

„Nimm von ihm, soviel du brauchst . . ."

„Hörst du?" sagt der gute Engel, „wenn du nur ein sündiges Wort sprichst, wird deine Mutter kein Kleid haben, und du weißt doch selbst, daß ihr das alte vom Leibe fällt; deine kleinen Brüder werden im Winter barfuß in den Cheder laufen, und im Sommer werden sie sich Splitter in die Füße treten . . ."

„Ich will dir die Wahrheit sagen," sagt Mutter zum Vater, „man hätte es mit ihm ganz genau ausmachen müssen, wie Jakob mit Laban: ‚Für Rahel, deine jüngere Tochter . . .' Denn ein sehr guter Mensch ist er nicht . . . Man muß mit ihm ausbedingen, wieviel er ihr vermachen wird, denn Erben gibt es genug . . . Und wenn er kein richtiges Testament machen will, so soll er ihr wenigstens einen Zettel geben . . . Denn wie lange kann so ein Mensch noch leben? Noch ein Jahr, und noch ein Jahr . . ."

„Wenn es einem gut geht," seufzt Vater, „kann er lange leben . . ."

„Lange! Vergiß nicht, daß er schon siebzig ist! Oft sieht er ganz tot aus . . ."

Und der böse Engel sagt: „Wenn du schweigst, wirst du mit einem Toten unter die Chuppe gehen, mit einem Verstorbenen wirst du leben, mit einer Leiche im Bette liegen . . ."

Mutter seufzt.

„Alles ist in Gottes Hand!“ sagt der Vater.

Mutter seufzt wieder, und Vater sagt:

„Was soll man tun? ... Haben wir etwas anderes tun können? Natürlich, wenn ich gesund wäre und arbeiten könnte, wenn es ein Stück trockenes Brot im Hause gäbe ...“

Er bricht ab, und mir scheint, daß Vater in seinem Innersten schluchzt.

„Wenn sie noch um ein paar Jahre jünger wäre, hätte ich das Letzte versucht ... Weiß ich was? Vielleicht hätte ich in der Lotterie gespielt ...“

Und ich schweige.

*

Mein siebzigjähriger Bräutigam gab uns Geld für die Hochzeitskleider, gab dem Vater einige Hundert Gilden und mir eine Schenkungsurkunde über hundertundfünfzig Gilden.

Die Leute sagten: eine gute Partie!

Und plötzlich hatte ich wieder Freundinnen. Die mit dem Atlasrock und der goldenen Uhrkette besuchte mich zwei- und dreimal am Tage. Sie war ganz glücklich, daß ich sie eingeholt hatte und daß wir in selbem Monat Hochzeit haben sollten! Ich hatte noch andere Freundinnen, doch Riwke hing an mir mehr als alle andern. „Die andern sind ja noch rotznäsige Mädels, doch wer weiß, wie lange sie es noch sein werden!“

Riwke heiratet in die Fremde, wird aber noch zwei oder drei Jahre im Elternhause Köst[1] essen. Während dieser Zeit wollen wir zusammenhalten. Sie wird öfters zu mir zu einer Tasse Zichorie kommen, und ich zu ihr. Und am Sabbat nach dem Mittagsschlaf werden wir uns zu einem Teller Geflügelsuppe besuchen.

„Und wenn ich im Wochenbett liegen werde," sagt mir einmal Riwke mit strahlendem Gesicht, „wirst du bei mir sitzen? Ja?"

Ich schweige.

„Gott!" sagt Riwke. „Warum bist du auf einmal so traurig? Es kann ja auch bei einem Siebzigjährigen vorkommen . . ."

„Geh schon, geh!" versucht sie mich zu trösten. „Wenn Gott will, schießt ein Besen! Und wenn nicht, wie lange, glaubst du, kann es noch dauern? Der Mensch lebt doch nicht ewig. Soll ich ein so gutes Jahr haben, wie du eine junge Witwe sein wirst! Eine Witwe, nach der sich alle die Finger ablecken werden!"

Riwke wünscht meinem Reb Sainwel nichts Schlechtes:

„Er ist zwar ein Hund! Sein voriges Weib hat er zu Tode gepeinigt, doch das Weib war krank. Du bist aber gesund wie eine Nuß . . . Dich wird er gut behandeln, ach wie gut! . . ."

*

[1] Siehe Anmerkung Seite 29.

Er ist zurückgekehrt!

Dem Vater geht es wirklich besser. Er bekam heute Lust, sich trockene Schröpfköpfe setzen zu lassen; ohne das will er nicht ausgehen. Er fühlt, daß sich sein ganzes Blut vom ewigen Liegen und Sitzen an einer Stelle angesammelt hat; darum muß man es durch Schröpfköpfe wieder in Fluß bringen. Auch fühlt er Schmerzen in den Schultern, und gerade dazu sind trockene Schröpfköpfe die beste Arznei.

Ich zittere wie im Fieber: Schröpfköpfe pflegt immer der Junge zu setzen, und niemals der Feldscher selbst.

„Willst du den Feldscher holen gehen?" fragt mich der Vater.

„Was redest du?" fällt ihm Mutter ins Wort. „Ein Mädchen, das verlobt ist . . ."

Und sie ging selbst zum Feldscher.

„Warum bist du so blaß geworden?" fragt mich Vater erschrocken.

„Es ist nichts . . ."

„Ich merke es schon seit einigen Tagen," forscht Vater weiter.

„Es kommt dir nur so vor, Vater."

„Mutter sagt dasselbe . . ."

„Ach!"

„Heute wird man dir deine Hochzeitskleider anprobieren." Vater will mir etwas Angenehmes sagen.

Ich schweige.

„Freust du dich denn gar nicht?"

„Warum sollte ich mich nicht freuen?"

„Du weißt ja gar nicht, was man dir alles näht!"

„Man hat mir doch Maß genommen."

In diesem Augenblick kam Mutter zurück und brachte den Feldscher selbst mit.

Ein Stein fiel mir vom Herzen. Doch etwas weinte in mir: Du wirst ihn nie wiedersehen! . . .

„Das ist eine schöne Welt!" sagte der Feldscher krächzend und keuchend. „Reb Sainwel heiratet ein junges Mädchen, und Lejser, des Gabais Sohn, läuft von seiner Frau weg und wird ein Porusch[1]!"

„Lejser?" ruft Mutter ganz erstaunt aus.

„Wie ich Euch sage! Ich laufe mit meinen sechzig Jahren von früh bis spät herum und bin immer auf den Beinen, und mein Junge legt sich plötzlich hin und wird krank . . ."

Ich fange wieder zu zittern an.

„Ihr solltet eben nicht einen solchen Goj bei Euch halten," bemerkt die Mutter.

„Einen Goj?" sagt der Feldscher. „Warum einen Goj?"

„Hört schon auf zu schwatzen," unterbricht ihn ungeduldig der Vater, „und tut Eure Arbeit."

[1] Siehe Anmerkung Seite 67.

Vater ist ein herzensguter Mensch. Ich glaube, daß er keiner Fliege etwas zuleide tun kann, und doch sind seine Worte für den Feldscher so beleidigend.

So lange er krank im Bette lag, war er jedesmal glücklich, wenn jemand zu ihm kam und mit ihm plauderte. Doch mit dem Feldscher wollte er niemals reden. Er ließ ihn nie zu Worte kommen und sagte ihm, sobald er nur den Mund aufmachte, er solle seine Arbeit tun; das war mir bisher noch nie aufgefallen, doch heute fiel es mir auf, und mein Herz krampfte sich zusammen: wie würde Vater erst ihn behandeln, der krank liegt? ...

Was mag ihm fehlen?

Er sagte ja, er hätte einen Herzfehler.

Ich wußte nicht recht, was ein Herzfehler ist. Es wird wohl eine Krankheit sein, die einen manchmal ins Bett wirft. Und doch sagte ich mir, daß auch ich etwas Schuld daran habe.

Nachts weinte ich im Schlafe. Mutter stand auf, weckte mich und setzte sich zu mir aufs Bett.

„Sei still, mein Kind," sagte sie mir. „Wir wollen Vater nicht wecken." Und unser Gespräch ging vom Munde zum Ohr.

Ich merkte, daß Mutter sehr aufgregt war. Sie sah mich forschend an, als ob sie etwas von mir wissen wollte. Doch ich beschloß, ihr nichts zu sagen, jedenfalls solange Vater schlief.

„Kind, was hast du geweint?"

„Ich weiß nicht, Mutter."

„Fühlst du dich wohl?"

„Ja, Mutter... Manchmal habe ich etwas Kopfweh..."

Sie saß auf meinem Bett, und ich lehnte meinen Kopf an ihre Brust.

„Mutter, warum klopft dir so das Herz?"

„Vor Angst, Tochter'schi."

„Hast du denn auch Angst bei Nacht?"

„Bei Nacht und bei Tag. Ich habe immer Angst."

„Was hast du Angst? . . ."

„Ich habe für dich Angst . . ."

„Für mich? . . ."

Mutter antwortet nicht, doch ich fühle, wie mir auf das Gesicht eine Träne fällt, eine heiße Träne.

„Du weinst, Mutter?"

Jetzt fallen noch mehr Tränen.

— Ich will ihr nichts sagen! — ich bleibe fest bei meinem Entschluß.

Nach einer Weile fragt sie mich plötzlich:

„Vielleicht hat dir Riwke etwas gesagt?"

„Worüber, Mutter?"

„Über deinen Bräutigam?"

„Woher soll sie meinen Bräutigam kennen?

„Wenn sie ihn gekannt hätte, hätte sie eben nichts gesagt. Du kannst es dir doch selbst denken . . . daß man

in der Stadt . . . aus Neid . . . Wenn ein reicher Mann in solchem Alter es noch fertig bringt, ein junges Mädchen zu heiraten, so spricht man natürlich viel darüber . . . Weiß ich, was man über ihn alles sagt? Hat man dir vielleicht erzählt, daß er sein letztes Weib zu Tode gepeinigt hat?"

Ich sage ihr darauf ganz kaltblütig, daß ich wohl etwas Ähnliches gehört hätte, aber nicht mehr wisse, von wem.

„Wahrscheinlich von Riwke — daß ihr doch der Mund im Nacken stehen möchte!" sagt Mutter zornig.

„Warum ist denn sein letztes Weib so plötzlich gestorben?" frage ich.

„Warum? Einen Herzfehler hat sie gehabt . . ."

„Stirbt man denn an einem Herzfehler?"

„Gewiß!"

Mir war es, als ob mir im Gehirn etwas knackte . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich wurde plötzlich ein „seidenes Kind", man lobte mich in allen Häusern. Die Eltern konnten mich gar nicht begreifen, und der Schneider erst recht nicht: ich mischte mich in nichts ein, und was Mutter wollte, das ließ sie mir machen; sie bestimmte, was man mir nähen sollte, sie wählte die Stoffe und den Schnitt; mit einem Worte, alles ging nach ihrem Geschmack.

Riwke war ganz außer sich: wer verläßt sich in Mode-

sachen auf eine Mutter, auf eine Frau aus der alten Zeit?!

„Du wirst dich am Sabbat nirgends zeigen können, weder in der Schul, noch auf der Gasse, überhaupt nirgends!"

„Du bringst dich selbst um!" sagte sie zum Schluß.

Mir fiel ein, daß ich schon längst umgebracht war. Und ich wartete ruhig auf den Freitagabend, an dem der Bräutigam bei uns zum Kiddusch geladen war . . .

Bald danach sollte das Aufgebot kommen, und dann die Hochzeit.

Dem Vater ging es wirklich besser. Er ging manchmal aus und sah sich sogar ein wenig im Getreidehandel um. Er hielt es noch für zu früh, mit meinem Bräutigam wegen der geplanten Anleihe zu sprechen. Er wollte ihn am Sabbat auch zum Abendessen einladen und dann erst einige Worte über eine Anleihe fallen lassen.

Da es dem Vater so gut ging, mußte man endlich einmal mit dem Feldscher abrechnen. Wir genossen jetzt zwar Kredit, und er schickte zu uns nicht mehr seinen Jungen, sondern kam immer selbst. Doch es war Zeit, mit ihm ein Ende zu machen. Ich weiß nicht, wieviel man ihm schickte, doch der Bote war mein Bruder Awremel, der dem Feldscher auf dem Heimwege aus dem Cheder die einigen Gilden brachte.

Und einige Tage drauf kam zu uns der Feldscherjunge . . .

„Was gibt's? Zu wenig geschickt?" fragte ihn Vater.

„Nein, Reb Jehudo ... Ich komme mich verabschieden."

„Verabschieden? Von mir?" fragte ihn Vater erstaunt.

Als er ins Zimmer trat, ließ ich mich auf den ersten Stuhl fallen, der in meiner Nähe stand. Doch als Vater das sagte, richtete ich mich auf, denn mich durchzuckte der Gedanke, daß ich den Jungen vor Beleidigungen schützen müsse ... Er war doch nicht dazu hergekommen.

„Ich kam ja zu Euch oft ins Haus," sagte er mit seiner weichen, süßen und traurigen Stimme, die in mein Herz wie Öl drang. „Nun fahre ich weg. Für immer ... Und ich glaubte ..."

„Ja, ja, schon gut!" sagte Vater etwas freundlicher. „Setz dich, junger Mann! Es ist sogar sehr schön von dir, daß du dich an den alten Kunden erinnert hast ..."

„Tochter'schi!" wandte sich Vater zu mir, „man muß doch dem Gast etwas geben!"

Der Feldscherjunge stand auf, blaß, mit zitternden Lippen und brennenden Augen, doch im nächsten Augenblick war sein Gesicht wieder leblos.

„Nein, Reb Jehudo! Ich möchte nichts ... Ich danke ... Bleibt gesund ..."

Er reichte keinem von uns die Hand und warf mir kaum einen Blick zu.

Mir schien, daß in seinem Blick eine Anklage lag, daß er mir etwas vorwarf, doch was — das wußte ich selbst nicht.

Und ich wurde ohnmächtig.

„Es ist schon das dritte Mal!“ hörte ich Mutter zu Vater sagen.

„Das macht nichts ... In ihrem Alter kommt das vor ... Daß nur Reb Sainwel nichts davon erfährt ... Sonst schickt er den Verlobungspakt zurück! ... Er hat schon genug kränkliche Weiber gehabt ...“

Ich war aber gar nicht kränklich.

Ich hatte nur noch einen einzigen Ohnmachtsanfall: nach der Trauung, als man mir die „goldene Suppe“ reichte, und ich Reb Sainwel zum erstenmal in der Nähe sah ...

Das war auch mein letzter Ohnmachtsanfall.

Sogar gestern, als der alte Feldscher, der Reb Sainwel jeden Monat die Nägel zu schneiden pflegt, die ihm ins Fleisch hereinwachsen, mich beim Weggehen fragte, ob ich mich noch an seinen Jungen erinnerte, und mir erzählte, daß er vor kurzem in einem Warschauer Spital gestorben sei, selbst dann fiel ich nicht in Ohnmacht und ließ sogar kaum eine Träne fallen. Ich wußte selbst nicht, daß mir eine Träne aus dem Auge rollte, doch der Feldscher sah die Träne.

„Ihr habt ein gutes Herz,“ sagte er mir, und erst in diesem Augenblick fühlte ich die Träne auf meiner Wange.

Das war alles.

Ich bin nicht kränklich; ich lebe schon seit fünf Jahren mit Reb Sainwel. Doch wie ich lebe, werde ich euch vielleicht ein anderes Mal erzählen.

Wie ein Porusch aufhörte Porusch zu sein[1]

Von Jizchok-Lejb Perez

Ein Porusch stand eines Freitags nach dem Essen — die Schlächtersfrau hatte ihm einen Fleischkuchen verehrt — im leeren Bethause vor einem Betpulte, auf dem das „Hohelied Salomos" aufgeschlagen war; wie es sich an einem Freitage geziemt.

Mit den Händen flocht er einen neuen Badequast aus frischen Birkenzweigen mit frischen, harten, grünen Blättern; mit den feucht glänzenden, verträumten Augen sah er ins Buch und mit den Lippen murmelte er, halb singend, einen Vers nach dem andern.

Und als er zu der Stelle kam: „Siehe, meine Freundin, du bist schön!", fiel sein Blick wie zufällig auf die Westwand der Betstube, wo sich ein Fensterchen befand, das in die Wohnung des Schuldieners ging . . .

[1] „Porusch" — wörtlich: Abgesonderter — heißt ein Mann, der sich von seiner Frau getrennt hat und — ohne von ihr geschieden zu sein — ausschließlich dem Talmudstudium und dem Gebete lebt.

Im gleichen Augenblick fühlt er, wie ihn etwas im Halse würgt und aus seinem Munde heraus will. Er erschrickt, öffnet den Mund, und aus seinem Munde springt auf das Betpult ein seltsames, kleines, grünliches Wesen. Er sieht genauer hin: es ist ein kleines, zappeliges, grünliches Menschlein mit einem Schweif und auf Hühnerbeinen.

„Wer bist du?"

„Dein Gedanke!" antwortet lachend das Menschlein und zeigt dabei zwei Reihen weißer spitzer Zähne.

„Ich habe ja bloß im Hohelied gelesen!" sagt der Porusch beleidigt.

„Siehe, meine Freundin, du bist schön! — Das stimmt. Und dabei hast du einen Blick auf des Schuldieners Fensterchen geworfen. Nicht die Gemeinde Israel hattest du im Sinnen, sondern Braine, des Schuldieners Tochter . . . Willst du sie sehen?"

Der Porusch rückt erschrocken weg.

„Also nicht!" lacht das Menschlein. „Heut habe ich sowieso keine Zeit: ich muß hinauf, mich in das Register der Neugeborenen einschreiben zu lassen. Ich komme aber wieder!"

Mit diesen Worten verschwindet das Wesen. Der Porusch meint, es sei nur eine Sinnestäuschung oder ein Traum im Wachen gewesen: er hat ja schon so viele Nächte nicht geschlafen! Nun nimmt er sich zusammen, macht den Badequast fertig und geht ins Bad.

Es ist wieder ein Freitagnachmittag, der Porusch ist wieder allein im Bethause. Er sitzt und studiert den Bibelkommentar „Targum Scheni". Die Rede ist vom wunderbaren Palaste, den sich König Salomo erbaut hatte: er ist ganz aus Kristall und steht mitten im Meere... Der Porusch schließt vor Wonne die Augen und schaukelt mit dem Kopfe nach rechts und nach links: welch ein Palast!

Da bekommt er plötzlich einen Nasenstüber. Er schlägt die Augen auf: das Menschlein steht vor ihm. Es scheint aber inzwischen etwas größer geworden zu sein.

„Mir scheint, du bist gewachsen?"

„Du denkst, und ich wachse."

„Ich habe ja an nichts gedacht!" verteidigt sich der Porusch. „Ich habe den Targum Scheni studiert."

„Stimmt! Doch dabei dachtest du dir: in einem solchen Palaste, mitten in Meere, mit ihr zusammen..."

Der Porusch läßt den Kopf sinken. Dann seufzt er:

„Sie wird Braut?"

„Unsinn!"

„Die Braut Jojne Liebels..."

„Er hustet!"

„Was ist dabei?"

„Er wird noch stärker husten.. Wird Blut husten..."

„Was geht's mich an?"

„Vorläufig noch nichts: die Frucht muß erst reifen."

Der Porusch sieht sich das Menschlein aufmerksamer an und bemerkt, daß es ganz rot geworden ist.

„Du bist ja ganz rot!“ ruft er erschrocken.

„Odom,“ sagt das Menschlein, „heißt — Mensch; Dom — ist Blut; Blut ist rot; Odom ist rot . . .“

„Was sprichst du da?“

„Das wirst du später einmal verstehen. — Sag mir lieber,“ sagt das Menschlein nach einer kurzen Pause, „willst du sie sehen? Sie wäscht sich jetzt gerade . . .“

Der Porusch sagt weder ja, noch nein, und das rote Menschlein bläst mit dem Munde in der Richtung zur Westwand, das Fensterchen geht auf: Braine, des Schuldieners Tochter, steht, ihnen den Rücken kehrend, den Kopf über eine Schüssel heißen Wassers gebeugt, und wäscht sich zum Sabbat das Haar.

„Siehst du,“ sagt das rote Menschlein, „wieviel Haar sie hat: die Schüssel ist beinahe zu klein, um es zu fassen!“

Der Porusch unterbricht erschrocken:

„Sie kann sich ja umdrehen und uns sehen!“

„Wen?“

„Dich! Wenn sie dich, Gott behüte, erblickt, wird sie erschrecken!“

„Außer dir“, antwortet das Menschlein, „kann mich niemand sehen . . .“

„Sprich nicht so laut! . . .“

„Außer dir kann mich auch niemand hören... Sieh lieber hin: dieser Hals! Dieser Nacken! Wie Alabaster, was?"

Der Porusch beginnt zu zittern, und das Menschlein fährt fort:

„Willst du sie sehen? Ich meine, so, wie König Ahasveros seine Frau, die Königin Vasthi beim Feste sehen wollte, nackt . . . Willst du es?"

„Ich will!" antwortet der Porusch, seine brennenden Lippen kaum bewegend.

„Wirst du unterschreiben?"

„Was unterschreiben?"

„Einen Pakt! Mit dem Blut von deinem kleinen Finger . . ."

„Gut, gib den Pakt her!"

„Ich werde ihn sofort holen!"

Mit diesen Worten verschwand das Menschlein. Das Fensterchen schloß sich, und der Porusch schleppte sich mit wankenden Knieen zur nächsten Bank.

*

Es ist die Nacht von Hojschano Rabo, die siebente Nacht des Laubhüttenfestes. Auf dem Vorbeterpulte brennen zwei Jahrzeitkerzen[1]. Der Porusch sitzt auf der Bank neben dem Ofen. Da erscheint vor ihm das Mensch-

[1] Lange Wachskerzen, die von den Angehörigen eines Verstorbenen am jeden Jahrestage seines Todes der Synagoge gestiftet werden.

lein, das eigentlich nicht mehr klein zu nennen ist, und will ihm etwas in die Hand drücken.

„Was ist das?" fragt der Porusch.

„Du weißt es nicht mehr? Es ist dein eigenes Taschenmesser, das du mir zum Schleifen gegeben hast."

„Wann hab' ich's dir gegeben?"

„Einmal um Mitternacht, nach einer Erscheinung."

„Nach was für einer Erscheinung?"

„Odom heißt Mensch, Dom — Blut, Odom — rot . . ."

„Schweig!" ruft der Porusch erschrocken aus.

Der Rote lächelt und lenkt ab:

„Aber sieh doch, wie schön es geschliffen ist!"

Er klappt das Messer auf, die Klinge ist wie ein Blitz.

„Scharf wie ein Schächtmesser. Probier's nur auf dem Nagel!"

Der Porusch nimmt ganz mechanisch das Messer, probiert es aber nicht.

„Aber sehen will ich sie!" sagt er voller Sehnsucht.

„Sobald du unterschrieben hast, — gerne!" antwortet der Rote und ruft:

„Wand, Wand, öffne dich!"

Die Westwand gehocht und gleitet hinab: Braine schläft in ihrer Kammer. Der Porusch sitzt da, in Schweiß gebadet, weiß wie Kalk, mit bebenden Gliedern und brennenden Augen und starrt. Der Rote sitzt neben ihm und raunt ihm ins Ohr:

„Das sind Arme, was? Wie gedrechselt! Und die Ellenbogen! Wie Elfenbein, nicht wahr?"

„Mehr! Mehr!" flüstert der Porusch mit brennenden Lippen.

„Bettdecke herunter!" befiehlt der Rote, und es geschieht.

„Meinst du nicht," sagt er lächelnd, „daß sie schöner ist als Königin Vasthi?"

„Wie die Sulamith!" ruft der Porusch mit Schaum an den Lippen. „Und der Palast, der Palast aus Kristall, mitten im Meere? . . ."

„Wird noch kommen!" versichert der Rote. „Die Frucht ist ausgereift . . . Heut oder morgen wirst du's haben . . . Es fehlt nur noch eine Kleinigkeit . . ."

„Aber das Hemd, das Hemd soll herunter!" keucht der Porusch.

In diesem Augenblick verschwindet die Erscheinung. Die Wand tritt wieder an ihren Ort.

„Was ist das, was hast du getan?"

„Nicht ich," antwortet der Rote, „es ist Jojne Liebels!"

„Jojne Liebels? Wieso?"

„Ist hergekommen, Thora zu lernen . . . Sitzt bei der Ostwand . . . Solange er hier ist, hab' ich keine Gewalt . . . Du mußt warten, oder . . . sehen, daß du ihn los wirst . . ."

*

Der Porusch tut so, als hätte er die letzten Worte nicht gehört. Er reckt den Hals und sieht, daß Jojne Liebels wirklich an der Ostwand sitzt und lernt. Er hatte während der Erscheinung sein Kommen gar nicht bemerkt.

„Und er hustet gar nicht!" flüstert er wütend und drückt unwillkürlich den Griff des Messers fester zusammen. „Er fängt gar nicht an zu husten!"

Nun fängt Jojne Liebels zu husten an.

„Es ist ein ganz gewöhnlicher Husten!" sagt der Porusch. „Wie bei einem Katarrh."

Jojne Liebels greift sich an die Brust, ringt um Atem, schleppt sich zur Türe, wo der Wasserkrug steht, nimmt einen Schluck Wasser und geht wankend zurück.

„Ein toter Mensch, was?"

„Nein!" erwidert der Porusch. „Heut ist ja die Nacht von Hojschano-Rabo[1]... Und sein Schatten folgt ihm..."

„Der Schatten ist aber ganz dünn und zitterig... Lang wird er ihm nicht mehr folgen..."

„In dieser Woche ist die Hochzeit!" unterbricht finster der Porusch.

„Nun, so wird sie junge Witwe sein!"

---

[1] Nach einem alten Volksaberglauben werfen diejenigen, die im kommenden Jahre sterben sollen, in der Nacht von Hojschano-Rabo entweder gar keinen oder einen unvollständigen Schatten.

„Ich will nicht, daß er sie auch nur anrührt!“ keucht der Porusch und springt von seiner Bank auf.

„Du wirst schon Rat finden . . .“

„Wieso?“

Jojne Liebels ist stehen geblieben, um Atem zu holen, und der Rote sagt:

„Komm, geh zu seinem Schatten!“

„Was wird sein?“

„Das wirst du sehen!“

Sie gehen beide auf den Schatten zu. Der Porusch hat keine Schuhe an, und seine Schritte sind unhörbar.

„Laß nur dein Messer nicht fallen,“ warnt der Rote, „wenn es fällt, klirrt es . . .“

Der Porusch drückt den Messergriff noch fester zusammen. Jojne Liebels steht mitten in der Betstube, hält sich an einem Betpulte fest und ringt um Atem. Der Porusch und der Rote stehen auf seinem Schatten.

„Willt du ihn los werden?“ fragt der Rote.

Der Porusch nickt. Seine Stimme würde Jojne Liebels hören.

„Stich mit dem Messer dem Schatten in die Gurgel! Geschwind!“

Der Porusch will es nicht tun, und der Rote stößt ihn am Ellbogen. Das Messer entgleitet seiner Hand, fällt mit der Spitze nach unten und bleibt, genau auf der Gurgel des Schattens, im Fußboden stecken.

Im gleichen Augenblick fällt Jojne Liebels um. Ein Blutstrom schießt ihm aus dem Munde.

Der Porusch schreit auf und . . . erwacht.

*

Denn das Ganze war nur ein schwerer Traum, den der Porusch hatte, als er in einer Mondnacht im leeren Bethause auf einer harten Bank eingeschlafen war.

Wie er zur Besinnung kam, stand er schweißgebadet mitten in der Betstube. Er erschrak, ging mit wankenden Knieen zu seinem Platz am Ofen, holte unter der Bank den Sack mit seiner Habe hervor, band ihn zu, warf ihn sich auf die Schulter und verließ das Bethaus . . .

Nach Hause oder in die Welt hinaus!

Drei Geschenke

Von Jizchok-Lejb Perez

Vor alten Zeiten, vor vielen Menschenaltern starb einmal irgendwo ein Jude.

Es ist doch nichts Ungewöhnliches, daß einer stirbt: ewig leben kann man nicht! Also man tut alles, was Rechtens ist und bestattet ihn in einem jüdischen Grabe.

Kaum ist das Grab zugeschüttet, — sein Sohn spricht noch den Kaddisch, — als die Seele hinauffliegt zu ihrem Richter, vor den himmlischen Gerichtshof . . .

Und wie sie dort oben ankommt, hängt bereits vor dem Richtertische die Wage, auf der man die guten Werke und die Sünden abwägt.

Es erscheint auch der Fürsprech, der gewesene Gute Trieb des Verstorbenen, mit einem schneeweißen Beutel in der Hand und stellt sich bei der rechten Wagschale hin.

Und dann kommt der Ankläger, der gewesene Böse Trieb, mit einem schmutzigen Beutel in der Hand, und tritt vor die linke Wagschale . . .

Im schneeweißen Beutel sind die guten Werke, im schmutzigen die bösen Werke des Verstorbenen. Der

Fürsprech beginnt seinen Beutel in die rechte Wagschale auszuschütten, und die guten Werke duften wie Spezereien und leuchten wie die Sterne des Himmels.

Und der Ankläger schüttet aus dem schmutzigen Beutel die Sünden in die linke Wagschale hinein: — sie sind schwarz wie Kohle und riechen wie brennendes Pech.

Und die arme Seele steht da und sieht zu: sie ahnte gar nicht, daß es einen solchen Unterschied zwischen Gut und Böse gibt; dort unten hatte sie sie nicht recht auseinandergehalten und gar oft miteinander verwechselt.

Die beiden Wagschalen beginnen, sich zu heben und zu senken; bald steigt die rechte in die Höhe und bald die linke . . . Und das Zünglein an der Wage zittert und schwankt bald nach rechts und bald nach links . . . Doch immer nur um eines Haares Breite: der Verstorbene ist eben ein ganz gewöhnlicher Mensch gewesen, ohne große Verdienste und auch ohne große Vergehen. Die guten Werke und die bösen Werke sind winzig und unbedeutend wie Stäubchen, wie Sandkörnchen . . . Man kann sie kaum mit dem Auge erkennen.

Und trotzdem: wenn das Zünglein um eines Haares Breite nach rechts schwankt, erdröhnen alle Himmel vor Freude und Jubel; und wenn es sich nach links neigt, hallt durch alle Welten ein Seufzen, das bis vor den Thron der Göttlichen Majestät dringt.

Und die beiden Engel entleeren ihre Beutel ganz langsam und bedächtig, ein Stäubchen nach dem andern, ein Körnchen nach dem andern: genau so, wie wenn im Bethause unter einfachen Leuten irgendein Ehrenamt versteigert wird: man gibt immer nur einen Pfennig drauf . . .

Doch selbst ein Brunnen läßt sich erschöpfen, und beide Beutel sind schließlich leer.

„Fertig?" fragt der Vater des Gerichts, der ein Engel unter den Engeln ist.

Der Gute Trieb und der Böse Trieb kehren ihre Beutel heraus: sie sind wirklich ganz leer! Und der Gerichtsdiener geht zur Wage, um zu verkünden, wo das Zünglein stehen geblieben ist, rechts oder links.

Und er schaut lange hin und sieht etwas, was er noch niemals gesehen hat, seit die Welt besteht.

„Was schaust du so lange?" fragt der Vater des Gerichts.

„Gleich . . ." spricht der Diener ganz verstört: „Das Zünglein steht genau in der Mitte! . . ."

Die guten Werke wiegen nämlich genau so viel wie die bösen.

„Genau in der Mitte?" fragt wieder der Vater des Gerichts.

Und der Diener beugt sich noch einmal zum Zünglein und sagt:

„Ganz genau!“

Der Gerichtshof hält Rat und verkündet folgendes Urteil:

„Da die Sünden nicht überwiegen, wird die Seele vom Fegefeuer befreit; da aber, andererseits, auch die guten Werke nicht überwiegen, können sich vor ihr die Tore des Paradieses nicht auftun . . . Darum soll die Seele heimatlos bleiben . . . Sie soll in der Mitte zwischen Himmel und Erde schweben, bis der Herr sich ihrer erinnert und sie in Gnaden aufnimmt.“

Und der Gerichtsdiener führt die Seele hinaus.

Die Seele weint und beklagt ihr Geschick.

„Was weinst du so?“ fragt sie der Diener: „Wenn dir auch die Freuden des Paradieses versagt sind, so wirst du dafür von den Martern und Qualen der Hölle nichts zu kosten bekommen!“

Doch die Seele ist untröstlich:

„Die grausamsten Qualen der Hölle sind noch immer besser als nichts! Nichts — ist das Schrecklichste!“

Der Gerichtsdiener hat Mitleid mit ihr und gibt ihr einen Rat:

„Fliege, du Seele, hinab und halte dich in der Nähe der lebendigen Welt auf . . .

„Schaue nicht zum Himmel empor . . . Denn was kannst du von ihm sehen, wenn du nur von unten hinaufschaust? Doch nichts als Sterne . . . Und die Sterne sind strah-

lende, doch kalte Geschöpfe, sie kennen kein Mitleid, sie werden sich für dich nicht verwenden und werden Gott an dich nicht erinnern . . .

„Nur die Gerechten des Paradieses können für dich ein Wort einlegen . . . Doch sie, die Gerechten, lieben Geschenke . . . Schöne Geschenke . . . So sind einmal die Gerechten von heute..." fügt der Gerichtsdiener bitter hinzu.

„Schwebe also, Seele," fährt der Diener fort, „in der Nähe der lebendigen Welt und siehe zu, wie man da lebt und was man treibt. Und wenn du etwas findest, was außergewöhnlich schön und gut ist, so erhasche es und fliege damit hinauf: es soll ein Geschenk für die Gerechten im Paradiese sein. Und mit diesem Geschenke in der Hand sollst du an der Himmelspforte anklopfen und dich beim Engel, der die Pforte bewacht, melden und ihm sagen, daß ich es dir befohlen habe! . . .

„Und wenn du drei Geschenke hinaufgebracht hast, so kannst du sicher sein, daß sich vor dir die Tore des Paradieses auftun . . . Die Gerechten werden es für dich erwirken . . . Und am Throne der Göttlichen Majestät zieht man die Seelen, die sich das Paradies erkämpft haben, solchen Seelen vor, die schon als Gerechte auf die Welt gekommen sind . . ."

Und mit diesen Worten schiebt der Gerichtsdiener die Seele sanft und mitleidsvoll zur Himmelstüre hinaus.

Nun schwebt die arme Seele ganz tief über der lebendigen Welt und sucht Geschenke für die Gerechten im Paradiese. Und sie fliegt über Dörfern und Städten und allen Orten, wo nur Menschen wohnen. Sie fliegt in der sengenden Glut zwischen den Sonnenstrahlen, und in der Regenzeit — zwischen den Regentropfen; im Herbst — zwischen den silbernen Herbstfäden, und im Winter zwischen den Schneeflocken, die langsam niederfallen... Und sie schaut, und schaut sich die Augen aus . . .

Und wo sie einem Juden begegnet, eilt sie auf ihn zu und blickt ihm in die Augen: ob er nicht gerade im Begriff ist, einen Märtyrertod zu erleiden und damit den Namen des höchsten Gottes zu heiligen.

Und wo des Nachts aus einem Spalt im Fensterladen ein Lichtstrahl dringt, so ist auch die Seele gleich da und schaut hinein, ob in der stillen Stube nicht Gottes duftende Blumen, verborgene gute Werke blühen.

Doch fast immer prallt sie vor den Fenstern wie vor den Augen zurück, erschrocken und zitternd . . .

Und es vergehen Jahre, und Geschlechter lösen einander ab, und die Seele verfällt allmählich in tiefsten Trübsinn. Aus den Städten sind inzwischen Friedhöfe geworden und aus den Friedhöfen Äcker; Wälder sind vom Boden verschwunden, und die Steine am Wasser sind zu Sand zerfallen. Ströme haben ihr Bett gewechselt, Tausende Sterne sind vom Himmel gefallen, und

Millionen Seelen sind in den Himmel geflogen, — und der Herr hat sich der armen irrenden Seele immer noch nicht erinnert, und sie hat noch immer nichts außergewöhnlich Gutes oder Schönes finden können . . .

Und die Seele denkt sich:

„Die Welt ist so arm, und die Menschen sind so gewöhnlich; grau sind ihre Seelen und nichtig ihre Werke... Wie kann ich bei ihnen etwas Außergewöhnliches finden? Ich bin wohl für immer verstoßen und werde niemals eine Heimat im Himmel finden."

Und wie sie so denkt, schlägt ihr plötzlich eine grelle Flamme entgegen; mitten in der finsteren Nacht lodert ein rotes Feuer . . . Die Seele sieht hin: die Flamme dringt aus einem hohen Fenster . . .

Räuber haben das Haus eines reichen Mannes überfallen, freche Räuber mit Larven vor den Gesichtern. Der eine hält eine brennende Fackel in der Hand und leuchtet den andern. Ein zweiter steht vor dem Reichen, hält ihm einen blinkenden Dolch vor die Brust und sagt: „Wenn du dich nur rührst, Jude, so ist es dein Ende! Im gleichen Augenblick wird mein Dolch deine Brust durchbohren!" Und die übrigen brechen Kisten und Kasten auf und rauben, was sie nur können.

Und der Reiche steht, das Messer vor der Brust, ruhig da und sieht ihnen ruhig zu... Kein Haar seiner Augenbrauen, die seine klaren Augen beschatten, kein Haar

seines langen silberweißen Bartes erzittert . . . Er kümmert sich nicht um sein Gut . . . „Gott hat gegeben. Gott hat genommen, gelobt sei sein heiliger Name!" denkt er sich. „Man kommt ohne diese Dinge auf die Welt und wird auch ohne sie begraben!" murmeln seine blassen Lippen.

Und er sieht ganz ruhig zu, wie man den letzten Schrank aufbricht und Beutel mit Gold und Silber, Säckchen mit Schmuck und teuren Geräten herausnimmt, — und er schweigt.

Und vielleicht verzeiht er gar den Dieben?!

Doch plötzlich, als sie das allerletzte Fach erbrochen und ein kleines, tief unten verstecktes Säckchen herausgezogen haben, vergißt sich der Mann: ein Zittern geht durch seine Glieder, seine Augen sprühen Funken, er erhebt die rechte Hand, um sich zu wehren, und er will aufschreien:

„Rührt das nicht an!"

Doch statt des Schreies dringt ein Strahl heißen, dampfenden Blutes aus seiner Brust: der Dolch hat sein Herz durchbohrt. Und das Blut aus seinem Herzen fließt über das kleine Säckchen.

Der Greis fällt nieder, und die Räuber binden hastig das Säckchen auf: da werden sie wohl das Wertvollste finden!

Sie haben sich aber geirrt und das Blut ganz umsonst

vergossen: kein Silber war darin und auch kein Gold; kein Schmuck und keine Kostbarkeiten. Es war nichts darin, was teuer ist und einen Wert auf dieser Welt hat! Es war nur ein wenig Erde darin, Erde aus dem Heiligen Lande, die man dem Verstorbenen ins Grab mitgibt. Und diese Erde wollte der Reiche vor fremden Händen und fremden Blicken retten und er bespritzte sie mit seinem Blut . . .

Die irrende Seele erhaschte ein Häuflein der blutdurchtränkten Erde des Heiligen Landes und meldete sich damit an des Himmels Pforte . . .

Und das erste Geschenk wurde angenommen.

*

„Denke daran," rief ihr der Engel nach, als er die Pforte hinter ihm wieder verschloß, „daß du noch zwei Gaben zu bringen hast!"

„Gott wird mir schon helfen!" erwiderte die Seele hoffnungsfroh und flog freudig zur Erde hinab.

Doch mit der Zeit schwand diese Freude. Es vergingen wieder viele Jahre, und sie sah nichts außergewöhnlich Schönes... Und es kamen ihr wieder traurige Gedanken:

„Wie eine lebendige Quelle ist der Strom der Menschheit dem göttlichen Willen entsprungen und er fließt immer weiter und weiter durch die Zeit. Und je weiter er fließt, um so mehr Schmutz und Staub nimmt er in sich auf und wird trüber und unreiner; und es wird

immer schwieriger, in ihm ein des Himmels würdiges Geschenk zu finden. Kleiner werden die Menschen, unbedeutender ihre guten Werke, und winziger ihre Sünden; ihre Werke sind mit dem Auge kaum zu erkennen!...

„Und wenn Gott befehlen würde," denkt sich die Seele, „die guten Werke und die Sünden der ganzen Welt abzuwägen, so würde sich das Zünglein an der Wage nur um eines Haares Breite rühren . . .

„Auch die ganze Welt ist jetzt so wie ich: sie kann weder in den Himmel hinauf, noch in die Hölle hinab und muß ewig zwischen den beiden schweben . . . Und der Fürsprech und der Ankläger würden ewig streiten, wie hier das Lichte mit dem Finstern streitet, das Warme mit dem Kalten, das Leben mit dem Tode . . .

„Die Welt schwankt und kann weder hinauf, noch hinab, und darum wird es ewig Trauungen und Scheidungen geben, Beschneidungsfeiern und Beerdigungen, Liebe und Haß . . . In alle Ewigkeit! . . ."

Trompetengeschmetter und Hörnerklang reißen die Seele plötzlich aus ihren Gedanken . . .

Sie schaut hinab und sieht eine mittelalterliche deutsche Stadt. Häuser mit seltsam verzierten Giebeln drängen sich um den Rathausplatz, und auf dem Platze wogt ein buntgekleidete Menge; in den Fenstern drängt sich Kopf an Kopf; auf den Dächern hocken Menschen, und andere sitzen rittlings auf den Balken, die aus den Mauern

unterhalb der Dächer herausragen; alle Altane sind voller Zuschauer . . .

Vor dem Rathause steht ein Tisch mit grünem Tischtuch, das mit goldenen Fransen und Troddeln verziert ist. Um den Tisch herum sitzen auf vergoldeten Sesseln die Ratsherren in samtenen Gewändern und Zobelmützen mit weißen Federn und diamantenen Spangen. Und in der Mitte thront der Gerichtsherr; Adlerfedern wehen von seinem Hute.

Etwas abseits steht gefesselt ein Judenmädchen. Und noch etwas weiter halten zehn Knechte ein wildes Pferd an den Zügeln fest. Und der Gerichtsherr erhebt sich von seinem Sitz, um den Gerichtsbeschluß zu verkünden. Doch zuvor wendet er sich an die Menge und sagt:

„Dieses Judenmädel hat eine schwere Missetat begangen, eine Missetat, die ihr selbst Gott bei all seiner Barmherzigkeit niemals vergeben würde . . .

„Sie stahl sich nachts aus der Judenstadt heraus und ging an unserm heiligen Feste in den reinen Gassen unserer Stadt herum . . .

„Sie entweihte mit ihren frechen Augen das Allerheiligste, das man in der Prozession trug.

„Mit ihren verruchten Ohren fing sie den Gesang unserer weißgekleideten, unschuldigen Kinder auf und die Klänge unserer Orgeln . . . Und wer weiß, ob der leibhaftige Teufel, der die Gestalt der verdammten Jüdin,

der unreinen Rabbinerstochter angenommen hat, das Allerheiligste nicht auch berührt und befleckt hat? . . .

„Was wollte denn der Teufel in dieser schönen Gestalt? Denn ich kann es nicht leugnen, sie ist schön, wie es nur eine Teufelin sein kann: seht nur die übermütig strahlenden Augen unter den fromm gesenkten Lidern! Seht nur das alabasterweiße Gesicht, das im Kerker nur etwas blasser geworden ist, aber von seinem Glanze nichts verloren hat! Seht ihre Hände, ihre schmalen Hände, durch die die Sonne hindurchscheint! . . .

„Was wollte also der Teufel, der ihre Gestalt angenommen hat? Doch nur eine Christenseele fangen und von der Andacht der heiligen Prozession ablenken . . . Und das ist ihm auch gelungen: ‚Seht nur das schöne Mädel!' rief ein Jüngling von einem unserer vornehmsten Geschlechter aus, der in der Prozession mitritt . . .

„Das war schon zu viel: die Schergen faßten sie und schleppten sie weg. Und sie wehrte sich auch gar nicht: denn die Schergen waren damals durch die Teilnahme an der heiligen Handlung von allen ihren Sünden reingewaschen, und der Böse hatte über sie keine Gewalt . . .

„Und so soll die Teufelin bestraft werden:

„Man wird sie mit ihren langen teuflischen Zöpfen an den Schweif dieses wilden Pferdes anbinden . . . Und das Pferd wird sie durch alle die Gassen schleifen, die sie mit ihren Schritten entweiht hat . . . Und ihr Blut

soll alle die Steine rein waschen, die sie mit ihren Füßen befleckt hat!"

Die Menge erhob ein wildes Freudegeschrei, und als das Geschrei allmählich verstummt war, fragte man die Verurteilte, ob sie nicht einen letzten Wunsch vorzubringen hätte.

„Ich habe wohl einen Wunsch," antwortete sie ruhig: „Man gebe mir drei Nadeln!"

„Sie hat vor Schreck den Verstand verloren!" meinte einer der Ratsherren.

„Nein!" erwiderte sie gelassen. „Das ist wirklich mein letzter Wunsch und meine letzte Bitte!"

Man erfüllte ihren Wunsch und gab ihr die Nadeln.

„Und nun", befahl der Gerichtsherr, „bindet sie an das Pferd!"

Die Schergen banden mit zitternden Händen die schwarzen Flechten der Rabbinerstochter an den Schweif des wilden Pferdes, das die Knechte nur mit Mühe halten konnten . . .

„Macht eine Gasse frei!" ruft der Gerichtsherr der Menge zu. Und die Leute drücken sich an die Mauern, und ein jeder erhebt seine Hand: die einen haben Peitschen, die anderen Stöcke und andere wiederum Tücher in den Händen. Und alle sind bereit, das wilde Pferd zu jagen und zu hetzen. Allen stockt der Atem, alle Augen brennen, und niemand von der Menge merkt, wie die Ver-

urteilte sich niederbückt und sich den Saum ihres Kleides mit den Nadeln an die Beine ansteckt... Tief bohrt sie die Nadeln in das Fleisch hinein: sie tut es, damit ihr Leib nicht entblößt werde, während das Pferd sie durch die Gassen schleifen wird . . .

Nur die irrende Seele allein merkte das . . .

„Laßt das Pferd los!..." befiehlt der Gerichtsherr, und die Knechte springen zur Seite, und das Pferd ist frei. Im gleichen Augenblick dringt aus jedem Munde ein wildes Geschrei, die Peitschen knallen und pfeifen, die Stöcke und Ruten sausen durch die Luft. Und das Pferd rast durch den Platz, durch Gassen und Gäßchen und ins freie Feld hinaus . . .

Und die irrende Seele zog eine blutbefleckte Nadel aus dem Fleische des Mädchens und flog mit ihr in den Himmel hinauf!

„Nun fehlt nur noch ein Geschenk!" tröstete sie der Engel an der Himmelspforte.

*

Und die Seele flog wieder hinab: sie brauchte nur noch ein Geschenk zu finden!

Und wieder gehen Jahrhunderte vorüber, und sie verfällt wieder in Trübsinn. Es scheint ihr, daß die Welt noch unbedeutender geworden sei . . . noch kleinlicher seien die Menschen, und nichtiger ihre Werke, die guten, wie die schlechten . . .

Und einmal denkt sich die Seele:

„Wenn der Herr, gelobt sei sein Name, sich einmal entschließen wollte, die Welt, so wie sie jetzt ist, zu richten . . . Und wenn sich rechts der Fürsprech hinstellte und aus seinem weißen Sack lauter Stäubchen und Körnchen, und links der Ankläger aus seinem schwarzen Sack lauter Splitterchen und Bröckchen schüttete, so würden sie wohl mit dieser Arbeit niemals fertig werden: es gibt zu viel Nichtigkeiten in der Welt, viel zu viel!

„Und selbst wenn sie die Säcke endlich einmal entleert hätten, was würde dann geschehen? Das Zünglein bliebe gewiß unbeweglich in der Mitte stehen und würde nicht einmal schwanken. Denn bei so viel Staub kann keine der Wagschalen überwiegen . . .

„Und was würde dann Gott tun? Was würde er beschließen?

„Daß die Welt wieder wüst und leer werde? Nein, das geht nicht, denn die Sünden wiegen nicht über.

„Daß die Welt erlöst werde? Auch das geht nicht: denn auch die guten Werke wiegen nicht über.

„Was würde er also beschließen?

„‚Fliege weiter!' würde er der Welt sagen, ‚schwebe zwischen Himmel und Hölle, zwischen Liebe und Haß, zwischen Tränen des Mitleids und rauchendem Blut . . . Zwischen Wiegen und Gräbern, immer weiter und weiter! . . .'"

Es war aber der armen irrenden Seele doch bestimmt, erlöst zu werden: Trommelwirbel weckten sie aus ihren Gedanken . . .

Wo ist sie nun?

Sie kann weder den Ort noch die Zeit erkennen . . . Sie sieht einen Platz vor einem Gefängnisse . . . In den kleinen vergitterten Fenstern spielen Sonnenstrahlen. Sie funkeln auch in den Bajonetten der Gewehre, die an der Mauer aufgestellt sind: die Soldaten haben statt der Gewehre Spießruten in den Händen . . .

Die Soldaten sind in zwei langen Reihen aufgestellt, so daß in der Mitte zwischen ihnen ein schmaler Gang offen bleibt. Jemand soll Spießruten laufen.

Wer?

Ein Jude mit einem zerrissenen Hemd auf dem mageren Leib, mit einem Käppchen auf dem zur Hälfte rasierten Schädel. Schon führt man ihn aus der Kasematte heraus.

Womit hat er diese Strafe verdient? Wer weiß es! Es ist ja schon so lange her! Vielleicht hat er einen Diebstahl auf dem Gewissen, vielleicht Raub oder Mord . . . Und vielleicht ist es auch nur eine falsche Anklage . . . Das ist ja doch schon so lange her . . .

Die Soldaten lächeln und denken sich: „Warum hat man uns in solcher Menge aufgestellt? Er wird ja auch nicht die Hälfte der Hiebe aushalten können!"

Nun stößt man den Verurteilten zwischen die Soldaten-

reihen hinein, schon geht er vorwärts . . . Und er hält sicht aufrecht, und seine Füße straucheln nicht . . . Er erträgt die Hiebe, die auf ihn niederprasseln . . .

Die Soldaten sehen, wie aufrecht er geht, und sie geraten in Wut!

Und die Spießruten sausen durch die Luft wie böse Geister, und sie legen sich um den Leib wie die Schlangen. Und vom hageren Leib spritzt, tropft, strömt Blut . . .

Hu — ha! Hu — ha! sausen die Ruten.

Nun trifft es sich, daß ein Soldat zu hoch ausholt und dem Verurteilten das Käppchen vom Kopfe schlägt. Dieser bemerkt es erst nach einigen Schritten . . . Er bleibt einen Augenblick stehen, als ob er sich etwas überlegte, und dann entschließt er sich und kehrt um: er will nicht mit entblößtem Kopf sterben und er geht zurück bis zur Stelle, wo ihm das Käppchen heruntergefallen war; er bückt sich, er hebt es auf, und dann kehrt er wieder um und geht weiter, ruhig, verblutend, doch mit bedecktem Kopf . . . Und so geht er, bis er tot umfällt . . .

Und als er umgefallen war, flog die irrende Seele zu ihm herab, ergriff das Käppchen, das ihn so viele überflüssige Hiebe gekostet hatte, und trug es zur Himmelspforte.

Auch das dritte Geschenk wurde angenommen!

Und die Gerechten verwendeten sich für die Seele, und die Tore des Paradieses wurden für sie aufgetan.

Und der Größte unter den Gerechten, der Verfasser des Werkes „Urim wetumim", sprach:

„Es sind wirklich schöne, ganz außergewöhnlich schöne Geschenke . . . Sie sind zwar ganz nutzlos und zu nichts zu gebrauchen, doch zum Anschauen sind sie wunderschön!"

Pessach im Dorfe

Von Scholem-Alejchem

geboren zu Perejaslaw (Gouv. Poltawa) am 18. Februar 1852,
gestorben zu New York am 13. Mai 1916.

Mögen die Winde pfeifen, mögen die Stürme brausen, mag die Welt untergehen — was kümmert das den alten Eichbaum, der noch von den sechs Tagen der Schöpfung dasteht und dessen Wurzeln Gott weiß wie tief in die Erde hineinreichen? Was sind ihm Stürme? Was sind ihm Winde?..

Mit dem alten Eichbaum ist hier ein lebendiger Mensch gemeint, mit Namen Nachman Worobjowker aus Worobjowka, ein großgewachsener, breitschultriger und derbknochiger Jude, ein wahrer Riese. Die Stadtjuden schauen ihn nicht ohne Neid an, machen sich aber zugleich über ihn etwas lustig: „Friede sei mit Euch! Wie steht es mit Eurer Gesundheit?" Nachman weiß, daß man sich über ihn und seinen Körperbau lustig macht. Darum krümmt er den Rücken, um etwas jüdischer auszusehen. Doch es hilft ihm nichts: er ist eben zu groß gewachsen.

Nachman Worobjowker ist in Worobjowka alt einge-

sessen. „Unser Nachman" nennen ihn die Bauern von Worobjowka. Sie halten ihn für einen braven und klugen Menschen und plaudern mit ihm gerne über Wirtschaftssachen. Man holt sich bei ihm zuweilen Rat: was soll man mit dem Getreide anfangen? Nachman besitzt einen Kalender und kann genau angeben, ob Getreide heuer teuer oder billig sein wird. Man spricht mit ihm auch über allgemeine Dinge, denn Nachman fährt öfters in die Stadt, kommt unter Menschen und weiß, was in der Welt vorgeht...

Man kann sich Worobjowka schwer ohne Nachman den Worobjowker vorstellen. Denn nicht nur sein Vater, Veitel Worobjowker war in Worobjowka geboren und gestorben, sondern auch sein Großvater Arje, seligen Angedenkens, ein kluger und witziger Jude pflegte zu sagen, daß das Dorf nur darum Worobjowka heiße, weil er, Arje Worobjowker dort wohne; denn noch bevor Worobjowka — Worobjowka geheißen habe, sei er, Arje Worobjowker, schon ein Worobjowker gewesen. Das pflegte sein Großvater zu sagen. So waren eben die Juden in der guten alten Zeit!

Und glaubt ihr, daß Arje Worobjowker es so ohne jeden Grund, nur des Witzes wegen sagte? Arje war kein so einfacher Mensch und pflegte niemals einen Witz ohne tiefere Bedeutung zu erzählen. Er hatte dabei die Judenverfolgungen im Auge. Denn es gab schon

Scholem Alechem

Nach einer Zeichnung von Gustav Schneider

auch zu seiner Zeit Judenverfolgungen. Schon damals ging ein Gerücht, daß man die Juden aus den Dörfern vertreiben würde. Und es war nicht nur ein Gerücht, sondern man begann sie auch tatsächlich zu vertreiben. Man hatte auch alle vertrieben. Nur der alte Arje Worobjowker blieb in Worobjowka. Selbst der Gouverneur konnte dagegen nichts machen, denn Arje wies nach, daß man ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes unmöglich aus Worobjowka vertreiben könne. So waren eben die Juden in der guten alten Zeit!

*

Wenn einer so ein Privilegium hat, in Worobjowka bleiben zu dürfen, so ist er selbstverständlich stolz und selbstbewußt und lacht über die ganze Welt. Was gehen unsern Nachman Worobjowker alle Judengesetze an, was ist ihm der „Ansiedlungsrayon", was sind ihm alle Ministerialerlasse? ... Was für einen Respekt hat Nachman vor dem Goj Kurotschka und den Neuigkeiten, die ihm dieser jeden Tag aus der Dorfkanzlei bringt? Kurotschka ist ein untersetzter Bauer mit kurzen Fingern, und trägt hohe Stiefel, einen tuchenen Rock und eine silberne Uhrkette; sieht ganz wie ein Gutsbesitzer aus! Kurotschka ist Schreiber in der Dorfkanzlei. Darum kennt er alle Sorgen, die die Leute im Dorfe haben. Darum liest er auch die aus Petersburg zugeschickten schönen Zeitungen, die lauter Anschuldigungen gegen Juden enthalten.

Kurotschka ist sonst gar kein so übler Kerl. Es ist Nachmans Nachbar und sogar sozusagen guter Freund. Hat Kurotschka Zahnweh, so gibt ihm Nachman etwas zum Spülen. Muß Kurotschkas Weib niederkommen, so verrichtet bei ihr Nachmans Weib Hebammendienste. Doch seit einiger Zeit, nämlich seit er mit besonderm Eifer die gewissen Zeitungen studiert, ist Kurotschka plötzlich wie verändert. „Der Judenfeind Esau spricht aus ihm!" Jeden Tag kommt er zu Nachman mit einer neuen Nachricht: „Ein neuer Gouverneur..." „Ein neues Rundschreiben aus dem Ministerium..." „Eine neue Verordnung wegen Juden..." Dem Nachman steht in solchen Augenblicken das Herz still, und die Muttermilch gerinnt in ihm, doch was braucht er es den Goj merken zu lassen? Und er hört Kurotschka lächelnd zu und zeigt ihm dann die flache Hand mit den Worten: „Wenn hier Haare wachsen, werden mich diese Dinge angehen..."

Mögen die Gouverneure versetzt werden, mögen die Minister Rundschreiben erlassen, was kümmert das alles Nachman Worobjowker aus Worobjowka?...

*

Nachman Worobjowker lebt in Worobjowka gar nicht so übel. Das heißt, mit den früheren Jahren ist es nicht zu vergleichen! Es versteht sich, daß es in den Tagen des Großvaters Arje ein ganz anderes Leben war. Ach,

war das ein Leben! Man kann sagen, daß ihm ganz Worobjowka gehörte. Er hatte nicht nur eines, sondern mehrere Geschäfte: eine Schenke und einen Kramladen, eine Mühle und ein Getreidegeschäft, und das brachte soviel ein, daß man das Geld, wie man sagt, mit Tellern und Löffeln zusammenscharren konnte. Das alles war aber in der guten alten Zeit! Heute gibt es weder eine Schenke, noch einen Laden, noch ein Getreidegeschäft. Nichts ist davon geblieben, rein gar nichts. Kann man doch fragen: wenn so, warum sitzt dann der Jude noch in Worobjowka? Wo denn soll er sitzen? Tief in der Erde? Wenn es Nachman nur einfallen wollte, sein Häuschen zu verkaufen, so würde er doch im gleichen Augenblick aufhören ein Worobjowker zu sein; dann wäre er plötzlich ein Zugezogener, ein Fremder geworden. Und so hat er wenigstens einen eigenen Winkel, ein eigenes Haus, und vor dem Haus einen Garten. Der Garten wird von seinem Weib und seinen Töchtern bestellt, und wenn Gott ein gutes Jahr schenkt, so gibt es den ganzen Sommer über Gemüse, und die Kartoffeln reichen manchmal bis kurz vor Pessach. Doch von Kartoffeln allein kann man nicht leben. Zu Kartoffeln braucht man auch etwas Brot. Und Brot hat er nicht. Also muß er den Stecken nehmen und durch das Dorf gehen und sehen, ob nicht irgendwo ein Geschäft zu machen ist. Und wenn Nachman durch das Dorf

geht, kommt er niemals mit leeren Händen nach Hause. Er kauft alles, was ihm gerade in die Hände kommt: altes Eisen, einen Topf Hirse, einen alten Sack, oder ein Fell. Das Fell wird aufgespannt, getrocknet und dann zu Awrohom-Eliohu dem Kürschner in die Stadt getragen. Und bei allen diesen Geschäften kann man etwas verdienen, oder auch etwas draufzahlen: dazu ist man ja Kaufmann! „Ein Kaufmann ist wie ein Jäger!" pflegt Nachman zu sagen, der zuweilen gerne ein gojisches Sprichwort gebraucht. Und Awrohom-Eliohu der Kürschner, ein Jude mit blau angelaufener Nase und schwarzen, wie in Tinte getunkten Fingern, lacht über ihn, weil er in seinem Dorf so verbauert sei, daß er sogar nur noch gojische Sprichwörter gebrauche . . .

*

Ja, Nachman ist tatsächlich verbauert, und er fühlt es selbst, daß er von Jahr zu Jahr immer tiefer sinkt. Was würde zu ihm sein Großvater, Arje Worobjowker seligen Angedenkens sagen, wenn er aus dem Grabe auferstünde? Der war ja zwar auch ein Riese gewesen, aber dabei ein gelehrter Mann. Der hatte die „Sprüche der Väter" und das Feiertagsgebetbuch und alle Psalmen im Kopfe! So waren eben einst die Juden! Und was kann Nachman? Er kann kaum beten. Und das ist noch viel. Denn seine Kinder werden selbst das nicht mehr können. Wenn er seine Kinder anschaut, wie sie alle

in die Höhe und Breite wachsen und ebenso unwissend sind, wie er selbst, tut ihm das Herz weh. Und besonders weh tut es ihm, wenn er seinen jüngsten Sohn, Mutters Liebling, den kleinen Veitel anschaut. Er nannte ihn so seinem Vater Veitel Worobjowker, seligen Angedenkens, zu Ehren. Ein geratenes Kind ist dieser Veitel. Selbst sein Körperbau ist etwas zierlicher, schwächlicher und jüdischer. Ein jüdisches Kind!.. Dazu hat er einen wahren Ministerkopf. Man zeigte ihm nur ein einziges Mal, eigentlich nur zum Spaß, in einem Gebetbuche den „Alef" und den „Bejss", und schon hat sich das Kind die beiden Buchstaben gemerkt: es wird niemals den „Alef" — „Bejss" nennen oder den „Bejss" — „Alef". Und ein so goldiges Kind wächst in einem Dorfe auf, zwischen Kälbern und Schweinen, spielt mit Kurotschkas Sohn Fedjka, reitet mit ihm auf dem gleichen Stock, jagt mit ihm derselben Katze nach, gräbt mit ihm das selbe Loch und tut in seiner Gesellschaft alles, was kleine Jungen sonst noch zu tun pflegen. Und wie Nachman sieht, daß sein Kind mit dem Bauernjungen spielt, tut ihm das Herz weh, und er krankt, wie ein angesägter Baum...

*

Fedjka ist aber auch ein geratener Junge; hat ein hübsches, aufgewecktes Gesichtchen und flachsblondes Haar. Ist genau so alt wie Veitel und hält auch treu zu

ihm. Und auch Veitel mag ihn gerne. Den ganzen Winter über sitzen die beiden Knaben bei ihren Eltern hinter dem Ofen, wollen immer zum Fenster und sehnen sich nacheinander. Doch wenn der lange Winter zu Ende ist, und die Sonne wärmer scheint und die Pfützen trocknet, und die ersten Grashalme sich zeigen, und der Bach am Hügel zu rauschen beginnt, und das Kälbchen seine Nüstern bläht, und der Hahn mit einem geschlossenen Auge nachdenklich dasteht, und alles auflebt und sich freut: „Pessach ist ja vor der Türe!" — dann kann man weder Veitel noch Fedjka auch nur einen Augenblick zu Hause halten! Dann reißen sich die beiden ins Freie hinaus, in die weite Welt, die nun beiden gleich offen steht. Und sie nehmen sich bei den Händen und rennen zum Hügel, der ihnen beiden gleich zulächelt: „Kinder, hierher!" Und sie laufen der Sonne entgegen, die sie beide mit den gleichen Worten begrüßt: „Kinder, zu mir!" Und wenn sie vom Laufen müde werden, setzen sie sich auf Gottes Erde, die nichts von Juden und Christen weiß: „Kinder, setzt euch her!"

*

Sie haben einander genug zu erzählen, denn sie haben sich ja den ganzen langen Winter nicht gesehen: Veitel prahlt vor seinem Freund Fedjka, daß er schon beinahe alle hebräischen Buchstaben kenne, und Fedjka erzählt, daß er eine Peitsche besitze. Nun will ihn Veitel über-

trumpfen und sagt, daß bei ihnen schon heute abend das Pessachfest beginne. Mutter hätte bereits Mazzes für alle acht Tage und auch Wein zu den vier vorschriftsmäßigen „Bechern" angeschafft. „Weißt du noch, Fedjka, wie ich dir im vorigen Jahre ein Stück Mazze gab?" — „Mazze!" sagt Fedjka, und sein hübsches Gesicht erstrahlt in seligem Lächeln. Er hat es wohl noch nicht vergessen, wie im vorigen Jahre die jüdische Mazze geschmeckt hatte... „Fedjka, möchtest du jetzt ein Stück Mazze versuchen? Frische Mazze?" Eine Frage, ob Fedjka es möchte! „Also komm mit!" sagt Veitel und zeigt ihm auf den grünen Hügel, der den beiden Kindern zuwinkt: „Kinder, kommt her!" Und die Jungen kriechen den Hügel hinauf. Oben angelangt, stehen sie zuerst ganz verblüfft da, gucken durch die Finger auf die spielenden Strahlen der lieben Sonne und werfen sich dann auf die noch feuchte Erde nieder. Veitel zieht unter seinem Leibserdack[1] eine große, runde, frische, über und über mit winzigen Löcherchen verzierte Mazze hervor. Während Veitel die Mazze in zwei gleiche Teile zerbricht, läuft Fedjka schon das Wasser im Munde zusammen. „Nun, was sagst du zu der Mazze, Fedjka?" Fedjka kann aber nichts sagen, denn er hat den Mund voller Mazze, die unter den Zähnen knirscht und auf der Zunge wie Schnee schmilzt. Noch

[1] Siehe Anmerkung Seite 23.

ein Augenblick, und die Mazze ist aufgegessen. „Ist das alles?" fragt Fedjka. Seine grauen Augen schauen prüfend unter Veitels Leibserdack, und er beleckt sich die Lippen, wie eine Katze, wenn sie Butter sieht. „Möchtest du denn noch?" fragt ihn Veitel etwas naiv, indem er das letzte Stückchen verzehrt und den Freund schelmisch mit seinen schwarzen Augen anblickt. Auch eine Frage, ob Fedjka noch Mazze möchte! „Also warte ein wenig," sagt Veitel, „kommendes Jahr wird es wieder Mazzes geben..." Beide lachen über den gelungenen Witz, und beginnen plötzlich wie auf Kommando, den Hügel hinabzurollen.

*

Jenseits unter dem Hügel angelangt, stellen sie sich wieder auf die Beine und betrachten den rauschenden Bach, der nach links abbiegt. Sie selbst gehen nach rechts, immer weiter und weiter nach rechts, durch die Wiesen und Felder, die noch nicht überall grün sind und noch nicht nach Gras duften, aber bald grün zu werden und nach Gras zu duften versprechen. Und sie gehen, ohne miteinander zu sprechen, ganz erstaunt und berauscht immer weiter und weiter über die weiche Erde, unter der lächelnden Sonne. Sie gehen nicht, sie schwimmen. Und sie schwimmen nicht, — sie fliegen. Sie fliegen zugleich mit den Vögeln, die in den Sonnenstrahlen baden, die Gott auf alles, was da lebt, ergießt.

Nun sind sie bei der Windmühle. Die Mühle gehört jetzt dem Dorfschulzen; früher einmal hatte sie Nachman Wobojowker gehört. Der Schulze heißt Opanas und ist ein ganz schlauer Bauer. Er trägt einen Ohrring im linken Ohr und besitzt sogar einen Samowar. Opanas ist heute reich: außer der Windmühle hat er auch noch einen Kramladen. Es ist derselbe Laden, der einst Nachman Worobjowker gehörte: Opanas hat ihm beides abgenommen, die Mühle und den Laden. Die Windmühle pflegt sonst um diese Jahreszeit im Gang zu sein. Doch heute steht sie, denn es ist ganz windstill. Eine merkwürdige Pessachzeit: ohne den leisesten Wind! Aber den beiden Jungen macht es nichts, daß die Mühle steht: so kann man sie sogar noch besser betrachten. Denn an einer Mühle gibt es genug zu sehen. Und noch schöner als die Mühle selbst ist der schräge Balken, mit dem man die ganze Mühle nach der Seite umdrehen kann, von der der Wind kommt. Auf diesen Balken setzen sie sich hin, und nun kommen sie erst ins Gespräch. Es ist eines jener Kindergespräche, die keinen Anfang und kein Ende haben. Veitel erzählt, was für Wunder er in der Stadt gesehen hat. Vater hatte ihn neulich in die Stadt mitgenommen. Er war auf dem Markte und sah die Kaufläden. Dort gibt es nicht einen Laden, wie hier in Worobjowka, sondern viele Läden. Und am gleichen Abend waren sie auch in der Schul

gewesen. Der Vater hatte „Jahrzeit" nach seinem verstorbenen Vater. „Nach meinem Großvater. Verstehst du es, Fedjka, oder verstehst du es nicht?"

Es ist möglich, daß Fedjka es versteht. Aber er hört gar nicht zu. Und er läßt plötzlich eine Geschichte los, die nicht den geringsten Zusammenhang mit Veitels Erzählung hat. Fedjka erzählt, daß er im vorigen Jahre einmal auf einem Baume ein Vogelnest gesehen hat. Er wollte auf den Baum hinaufklettern, konnte es aber nicht. Dann wollte er das Nest mit einem Stock herunterholen, doch der Stock war zu kurz. Nun fing er an, mit Steinen nach dem Nest zu werfen, und tat es so lange, bis zwei kleine blutende Vögelchen herunterfielen.

„Hast du sie getötet?" fragt Veitel mit vor Schrecken verzerrtem Gesicht.

„Ganz jung waren sie," sagt Fedjka gleichsam zu seiner Verteidigung.

„Doch du hast sie getötet?"

„Noch ohne Federn, mit gelben Schnäbelchen und dicken Bäuchern..."

„Du hast sie aber getötet? Getötet?..

*

Es war schon recht spät, als Veitel und Fedjka nach der Sonne sahen und feststellten, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen. Veitel hatte bereits vergessen, daß heute abends Pessach beginnt. Nun fiel ihm plötzlich

ein, daß die Mutter ihm noch das Haar kämmen und eine neue Hose anziehen wollte. Als ihm dieses einfiel, begann er zu laufen. Und Fedjka blieb nicht zurück. So rannten sie, ebenso frisch und munter, wie sie den Hügel hinaufgekommen waren, dem Dorfe zu. Und damit der eine nicht vor dem andern zu Hause anlangte, nahmen sie sich, als wahre Freunde, bei den Händen. Und wie sie im Dorfe anlangten, bot sich ihnen folgender Anblick:

Nachman Worobjowkers Haus ist von Bauern und Bäuerinnen, Burschen und Mädchen belagert. Der Schreiber Kurotschka, der Dorfschulze Opanas, der Gemeindeälteste, der Vorsteher, der Dorfpolizist — alle sind zur Stelle. Sie alle reden durcheinander aufgeregt und sehr laut. Und Nachman und seine Frau stehen vor dem Hause, fuchteln mit den Händen und scheinen sich gegen etwas zu verteidigen. Nachman steht mit gekrümmtem Rücken und wischt sich den Schweiß von der Stirne. Etwas abseits stehen Nachmans ältere Kinder mit finstern Gesichtern.... Und plötzlich verändert sich das ganze Bild. Jemand hat die beiden Knaben bemerkt und weist auf sie hin. Und der Schreiber, der Schulze, der Gemeindeälteste, der Vorsteher und der Dorfpolizist sind auf einmal wie gelähmt. Alle schauen zu Boden. Nachman richtet sich aber auf, blickt die Bauern triumphierend an und beginnt zu lachen. Und seine Frau

schlägtdie Hände über dem Kopfe zusammen und bricht in Tränen aus. Der Schreiber, der Schulze, der Gemeindeälteste, der Vorsteher und der Dorfpolizist fangen die Kinder ab und fragen sie:

„Wo seid ihr gewesen?"

„Wo wir gewesen sind? Bei der Mühle sind wir ge wesen..."

*

Jeder der beiden Freunde bekam hinterher seine Strafe, doch keiner von ihnen konnte verstehen, wofür.

Nachman verabreichte seinem Veitel eine ordentliche Tracht Prügel mit seinem Käppchen, und sagte dabei: „Der Junge soll es sich merken..." Was soll sich der Junge merken? Und die Mutter entriß ihn, wohl aus Mitleid, dem Vater, gab ihm noch extra zwei Ohrfeigen und begann ihm gleich darauf sein schwarzes Köpfchen zu kämmen. Dann zog sie ihm die neue Hose an und seufzte dabei. Warum seufzte sie?.. Und Veitel hörte, wie Mutter zu Vater sagte: „Ach, gebe Gott, daß die Pessachtage gut ablaufen.. Von mir aus könnte der Pessach zu Ende sein noch ehe er begonnen hat!" Veitel kann unmöglich begreifen, warum die Mutter sich so über das Fest äußert... Und Veitel zerbricht sich den Kopf, er kann weder die Prügel des Vaters, noch die Ohrfeigen der Mutter verstehen. Denn er weiß gar nicht, was für ein Pessach heute auf der Welt ist...

*

Und sobald Veitels jüdisches Köpfchen es nicht verstehen kann, kann es Fedjkas gojisches Köpfchen erst recht nicht verstehen. Sein Vater Kurotschka packte ihn bei seinem flachsblonden Schopf, beutelte ihn durch und gab ihm danach einige ordentliche Stöße ins Genick. Fedjka nahm das wie ein Philosoph auf, denn er war derartige Dinge gewohnt. Und er hörte, wie seine Mutter mit den andern Frauen sprach, und er erfuhr merkwürdige Dinge: Sie sprachen von einem Kind, das die Juden vor Pessach zu sich gelockt und dann in einen Keller eingesperrt hätten. Im Keller sei das Kind einen Tag und eine Nacht gesessen. Als sie es nachher in Behandlung nehmen wollten, hätte das Kind zu schreien begonnen, Leute seien herbeigelaufen und hätten das Kind aus den jüdischen Händen gerettet. Und das Kind hätte bereits Zeichen an seinem Leibe gehabt: vier Stiche in Form eines Kreuzes...

Das erzählte eine besonders geschwätzige Frau mit breitem rotem Gesicht. Und die übrigen Frauen nickten mit den Köpfen und bekreuzigten sich ineinemfort. Und Fedjka konnte unmöglich verstehen, warum ihn die Frauen so merkwürdig ansahen? Und was die ganze Geschichte ihn und Veitel anginge? Und warum ihn sein Vater am Schopfe gepackt, durchgebeutelt und ihm nachher die Genickstöße verabreicht hatte? Und am meisten quälte ihn die Frage: warum war

die Portion Prügel, die er vom Vater bekommen, so extra groß?...

*

„Nun?" fragt Nachman seine Frau, als das Pessachfest zu Ende ist, und sein Gesicht strahlt, als ob ihm Gott weiß was für ein Glück geschehen wäre. „Nun?.. Siehst du es! Und du hattest solche Angst!.. Ein Frauenzimmer bleibt eben immer ein Frauenzimmer... Nun sind unsere Feiertage vorüber, und auch ihre Feiertage sind vorüber, und gar nichts ist geschehen!..."

„Gott sei gelobt!" sagt die Mutter, und Veitel kann wieder nicht verstehen, was die Mutter gefürchtet hat. Und warum es ein solches Glück ist, daß die Feiertage schon vorüber sind? Wäre es nicht besser, wenn der Pessach noch länger dauern würde?

Und als Veitel wieder einmal mit Fedjka zusammenkommt, muß er ihm erzählen, wie bei ihnen das Fest begangen wurde und was es alles zu essen gab. Ja, da gab es Sachen! Und er versucht, Fedjka eine Vorstellung vom Geschmack aller Pessachgerichte und des süßen Weines zu geben. Fedjka hört andächtig zu und wirft einen prüfenden Blick unter Veitels Leibserdack. Er muß noch immer an die Mazze von neulich denken. Plötzlich schrillt durch die ganze Dorfstraße eine Sopranstimme:

„Fedjka! Fedjka!"

Fedjka soll nach Hause zum Essen kommen. Doch Fedjka beeilt sich nicht; er weiß, daß man ihn diesmal nicht verprügeln wird: denn erstens sind sie nicht bei der Mühle gewesen und zweitens ist der jüdische Pessach vorbei, also braucht man die Juden nicht mehr zu fürchten... Er bleibt also ruhig auf dem Bauche liegen, den flachsblonden Kopf in beide Hände gestützt. Und ihm gegenüber liegt Veitel, ebenfalls auf dem Bauche und ebenfalls den Kopf in die Hände gestützt. Und der Himmel ist blau, und die Sonne liebkost und wärmt sie, und ein leiser Wind spielt in ihren Haaren. Auch das Kälbchen steht dabei und der Hahn mit allen seinen Weibern. Und beide Köpfchen, das flachsblonde und das schwarze, ruhen auf den Händen, schauen einander an, und beide plaudern und plaudern ohne Ende . . .

*

Nachman Worobjowker ist nicht zu Hause. Er hat schon in aller Frühe seinen Stecken genommen und seinen Rundgang durch das Dorf angetreten. Vor jedem Hause bleibt er stehen, wünscht jedem Bauern einen guten Morgen, nennt einen jeden bei seinem Namen und spricht über alle möglichen Dinge in der Welt, nur nicht von der Geschichte, die sich am Pessachvorabend ereignet hat . . . Und bevor er weitergeht, fragt er den Bauern wie nebenbei: „Hast du nichts zu verkaufen, Bauer?" — „Nein, Nachman, ich habe nichts." — „Vielleicht

etwas altes Eisen, oder Hirse, oder gar ein Fell?" — „Nimm es mir nicht übel, Nachman, ich habe nichts. Es sind bittere Zeiten." — „Bittere Zeiten? Hast wohl alles vertrunken? Dazu ist ja auch Feiertag!" — „Wer denkt an den Feiertag? Wer denkt ans Trinken? Es sind wirklich bittere Zeiten! . . ."

Der Bauer seufzt, und Nachman seufzt auch. Und dann reden sie noch ein wenig von gleichgültigen Dingen, damit es nicht so aussieht, als ob Nachman nur des Handels wegen gekommen wäre. Und dann geht er zu einem andern Bauer, zu einem dritten, und geht solange herum, bis er etwas findet. Er kommt doch niemals mit leeren Händen nach Hause!

Nachman Worobjowker schreitet mit seinen Riesenfüßen schwer beladen und verschwitzt nach Hause und denkt immer an dieselbe Frage: Wieviel werde ich an diesem Zeug verdienen oder draufzahlen? Die Geschichte vom Pessachvorabend hat er bereits vergessen. Und er kümmert sich nicht mehr um seinen Nachbar Kurotschka und dessen Ministerialerlasse und Gouverneure.

Mögen die Winde pfeifen, mögen die Stürme brausen, mag die Welt untergehen, — was kümmert das den alten Eichbaum, der noch von den sechs Tagen der Schöpfung dasteht und dessen Wurzeln Gott weiß wie tief in die Erde hineinreichen? Was sind ihm Stürme? Was sind ihm Winde?

Eine Hochzeit ohne Musikanten

Von Scholem-Alejchem

Ich versprach Euch einmal zu erzählen, wie wir dank „unserer Schmalspurbahn, die wir der ‚Leergänger' nennen, vor einem großen Unglück bewahrt worden sind. Wenn Ihr die Geschichte hören wollt, so legt Euch, bitte, hier auf diese Bank, und ich lege mich Euch gegenüber auf die andere Bank!"

So sprach zu mir der Hajssiner Kaufmann, mit dem ich wieder einmal in einem Wagen des „Leergängers" zusammenkam. Und da wir auch dieses Mal wie immer die einzigen Fahrgäste waren, und der Wagen entsetzlich überheizt war, legten wir die Röcke ab, knöpften die Westen auf und machten uns bequem wie in unseres Vaters Weingarten. Er legte sich auf die eine Bank, und ich auf die andere. Und er begann mir ziemlich weitläufig zu erzählen, und ich hörte ihm aufmerksam zu, um die Erzählung später mit seinen eigenen Worten wiedergeben zu können.

„Es war in den Tagen — nicht gedacht soll ihrer werden! — in den Tagen der Freiheitsmanifesfe, in den

Tagen, an denen wir Juden so viel Freuden erlebt haben . . . Wir in Hajssin hatten allerdings keine Angst vor einem Pogrom . . . Und wißt Ihr, warum wir keine Angst hatten? Einfach aus dem Grunde, weil es bei uns niemanden gibt, der einen Pogrom machen kann. Wenn man ordentlich nachsuchen wollte, hätte man wohl schon ein paar Leute finden können, die Lust hätten, uns ein wenig zu verprügeln . . . Das folgt schon daraus, daß, als von den andern Städten die schönen Nachrichten kamen, sich auch bei uns in Hajssin einige Leute fanden, die sofort eine geheime Botschaft an die maßgebende Stelle abschickten: da es nur recht und billig sei, daß man auch in Hajssin etwas veranstalte, und da es doch in der Stadt selbst nicht genügend Leute gäbe, die mittun können, möchte man ihnen um Gottes willen zur Hilfe kommen und die nötige Anzahl Kerle schicken . . . Und wie Ihr Euch denken könnt, kam schon nach vierundzwanzig Stunden die Nachricht, selbstverständlich eine ganz vertrauliche Nachricht, daß die nötigen Leute unterwegs seien. Woher kommen die Leute? Aus Schmerinka, aus Kasatin, aus Rasdjelnaja, Popelnaja und ähnlichen Orten, die sich durch ihre Pogromarbeit ausgezeichnet haben. Eine Frage: wieso erfuhr man bei uns dieses heilige Geheimnis? Nun, wir haben eben eine Quelle, und diese Quelle heißt Nojach Tonkonog. Und wer ist dieser Mann? Ihr

kommt ja in unsere Gegend, also muß ich ihn Euch genauer schildern, damit Ihr ihn kennen lernt.

Nojach Tonkonog ist ein Mann, der mehr in die Höhe als in die Breite gewachsen ist. Gott gab ihm ein Paar lange Beine, also macht er von ihnen gehörig Gebrauch. Er ist immer unterwegs, und man kann ihn fast nie zu Hause treffen. Er rennt ständig in tausend Angelegenheiten herum, die zum größten Teil fremde und nicht seine eigenen Angelegenheiten sind. Im übrigen besitzt er eine kleine Druckerei, die einzige Druckerei in Hajssin. Und darum hat er Verbindungen bei allen Behörden, verkehrt mit sämtlichen Gutsbesitzern und Beamten und kennt alle Geheimnisse.

Aus dieser Quelle erfuhr man bei uns die gute Botschaft. Das heißt, die ‚Quelle' selbst hat die Nachricht in der ganzen Stadt austrompetet. Natürlich erzählte er sie jedem einzelnen ganz vertraulich und setzte hinzu: ‚Das erzähle ich Euch ganz allein, jemand anderm würde ich es gar nicht erzählen . . .' Und so erfuhr es bald die ganze Stadt, daß die Pogromkerle aus den verschiedenen Städten zu uns unterwegs seien und daß bereits ein Plan ausgearbeitet sei, wie man die Juden schlagen solle. Man weiß sogar ganz genau, an welchem Tag, zu welcher Stunde und an welchem Ende der Stadt der Pogrom beginnen sollte und welchen Weg die Kerle nehmen würden. Das war alles genau vorausbestimmt,

wie in einem Kalender. Ihr könnt Euch vorstellen, was es für eine Aufregung in der Stadt gab! Und unter welchen Leuten, meint Ihr? Hauptsächlich unter den Ärmsten! Es ist doch wirklich sonderbar mit diesen Bettlern! Wenn ein Reicher vor solchen Dingen zittert, kann man es noch verstehen: er fürchtet, von heute auf morgen ein Bettler zu werden. Aber was zittern die geborenen Bettler? Was haben die zu verlieren? Ihr hättet aber sehen sollen, wie sie ihr bißchen Hab und Gut zusammenscharrten und sich mit ihren Kindern versteckten. Wo verstecken sich Juden in solchen Fällen? Der eine — bei einem anständigen Goj im Keller, der andre beim Notar auf dem Dachboden, der dritte — beim Fabrikdirektor in der Fabrik. Ein jeder findet sich schon ein Plätzchen. Doch ich allein, wie Ihr mich seht, wollte mich nicht verstecken. Nicht um vor Euch zu prahlen, sondern bloß, damit Ihr mein Benehmen versteht, will ich Euch beweisen, daß ich nicht so unrecht habe: Erstens frage ich mich: warum muß ich vor einem Pogrom Angst haben? Und zweitens — das will ich Euch lieber nicht sagen; denn es ist möglich, daß auch Ihr Lust hättet, Euch in der heißen Stunde zu verstecken . . . Nur ist die Frage: Wo soll man sich verstecken? Wer garantiert mir dafür, daß auf den anständigen Goj, oder auf den Notar, oder auf den Fabrikdirektor im rechten Augenblick noch ein Verlaß ist? Ihr versteht mich doch? Und

außerdem, wie läßt man so eine ganze Stadt im Stich? Weglaufen ist kein Kunststück. Man muß etwas tun. Doch, andererseits, was können Juden tun? Es gibt nur eine Zuflucht — die Obrigkeit! Wahrscheinlich gibt es auch in Eurer Stadt einen Menschen, der sich mit der Obrigkeit gut steht. Bei uns in Hajssin gibt es einen solchen Mann. Nachman Kossoj heißt er. Er ist Bauunternehmer, hat einen runden Vollbart, trägt eine samtene Weste und wohnt in einem eigenen Hause. Und da er Bauunternehmer ist und am Straßenbau beteiligt ist, steht er sich gut mit dem Polizeimeister und pflegt sogar mit ihm Tee zu trinken. Damals hatten wir zufällig einen sehr anständigen Polizeimeister. Einen Edelstein von einem Polizeimeister. Was heißt ein Edelstein? Er pflegte gerne kleine Geldgeschenke anzunehmen, doch nur von Nachman Kossoj. Das heißt, er nahm eigentlich von jedem; warum sollte er auch nicht nehmen? Aber vom Bauunternehmer nahm er eben mit größerer Lust. Ihr versteht?

Kurz und gut, man besprach die Sache mit Nachman Kossoj, veranstaltete eine Kollekte und brachte, wie Ihr Euch denken könnt, eine recht hübsche Summe zusammen. Denn wie kann man unter solchen Umständen mit einem Beamten sprechen, ohne ihm ein entsprechendes Geschenk in die Hand zu drücken, damit er sich der Sache mit richtigem Eifer annimmt? Der Polizei-

meister beruhigte uns natürlich und sagte, wir könnten ruhig schlafen, denn es würde nichts geschehen. Wir konnten uns also beruhigen, nicht wahr? Nun haben wir aber in Hajssin die bewußte Quelle, und diese Quelle, d. h. Nojach Tonkonog läßt plötzlich das Gerücht los, natürlich ganz vertraulich, daß von der Pogrombande bereits eine Depesche eingetroffen sei; und er schwört, daß er diese Depesche mit eigenen Augen gesehen hätte. Und was steht in der Depesche? Nur zwei Worte: ‚Wir kommen.' Es sind sehr unangenehme Worte! Natürlich läuft man sofort wieder zum Polizeimeister: ‚Euer Gnaden, die Sache steht schlecht!' Fragt er: ‚Was ist schlecht?' Sagt man ihm: ‚Eine Depesche ist gekommen.' Fragt er: ‚Woher?' Sagt man ihm: ‚Aus jener Gegend.' Fragt er: ‚Was steht in der Depesche?' Sagt man ihm: ‚Wir kommen!' Fängt er zu lachen an und sagt: ‚Ihr seid Narren,' sagt er, ‚denn ich habe noch gestern aus Toltschin eine Eskadron Kosaken kommen lassen.' Wie wir das Wort ‚Kosaken' hören, wächst uns, wie man sagt, eine neue Haut. Denn, wenn ein Jude von ‚Kosaken' hört, fühlt er sich plötzlich sicher und hat vor niemand mehr Angst. Es ist doch wirklich keine Kleinigkeit, wenn man solche Beschützer hat! Nun ist aber noch fraglich, wer früher ankommen wird: die Kosaken oder die Pogrombande. Die Kosaken kommen geritten, und die Kerle reisen mit der Eisenbahn. Die

ganze Hoffnung ist also, daß unser ‚Leergänger' wieder einmal eine Verspätung von einigen Stunden haben wird. Denn das kam bei ihm gar nicht so selten vor, eigentlich — jeden Tag. Nun stellt Euch vor, daß dieses Wunder gerade an diesem Tage nicht geschah. Wie zum Trotz fuhr der Zug von Station zu Station pünktlich nach dem Fahrplan. Ihr könnt Euch vorstellen, wieviel Gesundheit es uns kostete und welche Angst uns alle befiel, als wir, natülich aus der bewußten Quelle, erfuhren, daß eine neue Depesche eingetroffen sei und zwar schon von der letzten Station ‚Krischtofowka', und daß die Depesche wieder lautete: ‚Wir kommen!' mit dem Zusatz: ‚Hurra!' Auch diese Nachricht teilte man sogleich dem Polizeimeister mit und flehte ihn an, er möchte sich nicht nur auf die Kosaken verlassen, die vielleicht einmal aus Toltschin eintreffen würden, sondern auch Polizei zum Bahnhof schicken, um wenigstens das Ansehen zu wahren und den Kerlen zu zeigen, daß es noch ein Recht und ein Gesetz gibt. Und der Herr Polizeimeister ließ sich diesmal nicht lange bitten und erfüllte unsere Bitte. Er tat sogar noch mehr: er legte seine Galauniform mit allen Orden an und begab sich in eigener Person und Herrlichkeit, an der Spitze der ganzen ihm unterstellten Polizei zum Bahnhof, um den Zug zu empfangen.

Doch die einigen Bösewichter und Feinde, die wir in

der Stadt hatten, ruhten auch ihrerseits nicht: auch sie legten ihre festlichen Gewänder mit allen Orden an, nahmen einige Popen mit und begaben sich gleichfalls zum Bahnhof. Der Polizeimeister fragte sie sogar: ‚Was wollt ihr hier?' Und sie antworteten mit der gleichen Frage: ‚Und was willst du hier?' Ein Wort gab das andere, und der Polizeimeister sagte ihnen, daß ihre ganze Mühe umsonst sei. Solange er hier Polizeimeister ist, sagte er, wird es in Hajssin keinen Pogrom geben. Das sagte er ihnen mit großem Nachdruck. Sie hörten ihn lächelnd an und antworteten ganz frech: ‚Das werden wir bald sehen!' Und kaum hatten sie diese Worte gesprochen, als aus der Ferne ein Lokomotivpfiff erklang. Ihr könnt Euch denken, daß uns vor diesem Pfiff das Blut gerann. Wir waren gefaßt, nach diesem Pfiff noch einen zweiten Pfiff und ein ‚Hurra' zu hören und alles, was diesem ‚Hurra' zu folgen pflegt. Das wußte man schon aus anderen Städten... Doch was stellte sich heraus? Es war wirklich der Pfiff der Lokomotive, doch das ganze Pfeifen war umsonst. Wieso? Das ist eben die schöne Geschichte, die sich nur mit unserem Leergänger treffen kann. Hört nur weiter.

Wie die Lokomotive am Bahnhof von Hajssin hält, springt der Maschinist von der Lokomotive herunter und begibt sich, seiner Gewohnheit gemäß, direkt ins Buffet. Fragt man ihn: ‚Bursche, wo ist der Zug?' — Sagt er:

‚Was für ein Zug?' — ‚Siehst du denn nicht, daß du mit der Lokomotive allein, ohne einen einzigen Wagen angekommen bist?' Der Maschinist betrachtet die Lokomotive und sagt: ‚Was geht mich das an? Der Zug geht die Kondukteure an.' — ‚Und wo sind die Kondukteure?' — Sagt er darauf: ‚Was gehen mich die Kondukteure an? Der Zugführer,' sagt er, ‚teilt mir mit einem Pfiff mit, daß er fertig ist. Und ich antworte ihm', sagt er, ‚ebenfalls mit einem Pfiff, daß auch ich fertig bin und lasse die Maschine los. Ich habe', sagt er, ‚nur ein Paar Augen und kann nicht wissen, was hinten geschieht.' So antwortet ihnen der Maschinist und hat eigentlich recht. Man spricht hin und man spricht her, doch eines steht fest: der Zug ist da, doch ohne Passagiere, also eine Hochzeit ohne Musikanten!

Wie es sich später herausstellte, fuhr zu uns eine ganz nette Gesellschaft, lauter erprobte und ausgewählte Kerle mit den nötigen Werkzeugen, Stöcken, Gummiknüppeln und Brecheisen. Sie waren lustig und guter Dinge und tranken während der Fahrt ununterbrochen Schnaps. Und auf der letzten Station, in Krischtofowka, tranken sie aus Freude, daß sie schon bald am Ziele seien, besonders tüchtig und traktierten auch das ganze Personal: den Zugführer, die Kondukteure, den Heizer und Gendarmen. Und so kam es, daß man eine Kleinigkeit vergaß: die Wagen an die Lokomotive anzuhängen.

Die Lokomotive fuhr zur festgesetzten Zeit nach Hajssi ab, und der ganze Zug blieb in Krischtofowka zurück. Das Schönste aber war, daß weder jemand von der schönen Gesellschaft, noch das Zugpersonal, noch die übrigen Passagiere etwas davon merkten, daß der Zug ruhig auf einer Stelle stand. Sie tranken weiter, leerten eine Flasche nach der andern, bis der Stationschef endlich feststellte, daß die Lokomotive weggefahren war, und die Wagen noch dastanden. Als man das Versehen merkte, ging die Hölle los! Die Bande schimpfte auf das Zugpersonal, und das Zugpersonal auf die Bande. Und man schimpfte solange, bis es beschlossen wurde, die Beine auf die Schultern und die Augen in die Hände zu nehmen und die Reise nach Hajssin zu Fuß fortzusetzen. Und so war es. Sie faßten sich ein Herz und machten sich auf den Weg. Sie kamen schließlich auch wirklich in Hajssin an, mit Gesang und Hurra, wie Gott es befohlen hat. Es war aber ein wenig zu spät: in den Straßen ritten schon Kosaken umher, mit Reitpeitschen in der Hand, und Ihr könnt Euch denken, daß schon nach einer halben Stunde die ganze Bande spurlos verschwunden war. Sie rannten davon wie die Mäuse zur Hungerszeit, sie zerschmolzen wie Schnee im Sommer.

Nun frage ich Euch: verdient es denn unser ‚Leergänger' nicht, daß man ihn von oben bis unten vergoldet, oder wenigstens in einer Erzählung beschreibt?"

Im Monat Elul[1]

Von Scholem-Alejchem

(Aus den Aufzeichnungen eines Geschäftsreisenden)

„Ihr fahrt zum ‚Jahrmarkt' und wir kommen vom ‚Jahrmarkt'. Ich habe mich schon ausgeweint, und Ihr wollt Euch erst answeinen. Also muß ich Euch Platz machen! Rückt ein wenig näher zu mir, so werdet Ihr es bequemer haben."

„Da bin ich schon!"

Dieses Gespräch höre ich im Eisenbahnwagen hinter meinem Rücken. Es sind zwei Männer, von denen eigentlich nur der eine spricht, während sich der andere auf kurze Zwischenbemerkungen beschränkt.

„Wir fahren zuzweit: ich und meine Alte. Da ist sie: sie liegt auf dem Fußboden und schläft. Ausgeweint hat sie sich wohl für alle Juden! Wollte vom heiligen Ort gar nicht weggehen: sie fiel auf das Grab nieder und konnte sich nicht mehr losreißen! Ich rede ihr zu:

[1] Elul, der den hohen jüdischen Feiertagen vorangehende Monat (im August — September) ist dem Andenken verstorbener Verwandten gewidmet.

‚Laß genug sein!' sag ich ihr: ‚du wirst sie mit deiner Tränen doch nicht lebendig machen!' Hört sie mich wie die Wand. Und ist es auch ein Wunder? Dieser Verlust! Eine einzige Tochter, teuer wie der Augapfel, und dazu ein wirklich geratenes Kind. Schön wie Gold. Und klug. Hat eine Töchterschule beendet... Zwei Jahre sind es nun her, daß sie gestorben ist. Meint Ihr vielleicht, an der Schwindsucht? Nein, sie war gesund und stark! Sie selbst hat sich das Leben genommen . . ."

„Was?!"

Aus diesen Sätzen könnt ihr schon erraten, von was für einem ‚Jahrmarkt' sie sprechen. Das Ganze spielt sich in den ersten Tagen des traurigen und lieben Monats Elul ab. Juden fahren von der einen Stadt in die andere zu den Gräbern ihrer längstverstorbenen Eltern, Schwestern und Brüder, Kinder und Verwandten. Vereinsamte Mütter, verwaiste Töchter, unglückliche Schwestern und elende Weiber fallen auf die teuren, lieben Gräber nieder, um sich auszuweinen, um das verbitterte Herz auszuschütten und die verschmachtende Seele zu erleichtern.

Es ist doch wirklich sonderbar! Ich fahre ja mit Gottes Hilfe lange genug als Geschäftsreisender herum; und ich muß sagen, daß man noch niemals so viel zu den Gräbern gereist ist wie in diesem Jahre . . . Die Eisenbahn kommt, Gott sei Dank, auf ihre Kosten, und die

Wagen sind gesteckt voll. Es fahren Juden mit düstern Gesichtern, es fahren Weiber mit geschwollenen, roten Augen und glänzenden Nasenspitzen. Die einen fahren zum ‚Jahrmarkt', die andern kommen vom ‚Jahrmarkt' . . . Die Elul-Stimmung liegt in der Luft, und auch im Herzen ist Elul, und man bekommt Sehnsucht nach seinem Heim . . . Unwillkürlich lausche ich dem Gespräch der beiden Männer hinter meinem Rücken.

„Meint Ihr vielleicht, es war einer von den Unglücksfällen wie sie heute jeden Tag vorkommen? Schwarze Anarchistenblusen, rote Fahnen? Gefängnis? Gott behüte! Vor diesen Dingen hat mich Gott bewahrt, das heißt, ich habe mich selbst davor bewahrt! Wie den Augapfel habe ich sie gehütet! Es ist doch wirklich keine Kleinigkeit: eine einzige Tochter, und ein wirklich geratenes Kind, schön wie Gold, hat die Töchterschule beendet! Ich tat alles, was ich nur konnte: habe aufgepaßt, wohin sie ausging, und mit wem sie sprach, und was sie sprach, und was für Bücher sie las. ‚Töchterchen,' sage ich zu ihr, ‚du willst Bücher lesen? Lies so viel du willst! Doch auch ich muß wissen,' sage ich, ‚was du liest!' Ich bin in diesen Dingen zwar wenig bewandert, habe aber Gott sei Dank eine gute Nase: wenn ich in ein Buch nur hineinschaue, und wenn es auch französisch ist, weiß ich gleich, was das für eine Art Buch ist."

„Ist's wahr?"

„Ich wollte nicht, daß mein Kind mit dem Feuer spielt, — ist das ein Verbrechen? Meint Ihr, daß ich mit ihr streng war? Im Gegenteil: ich tat alles mit Gutem und halb im Scherz: ‚Töchterchen,' pflegte ich ihr zu sagen, ‚laß das Rad der Welt sich drehen, wie es sich dreht. Weder du noch ich werden seinen Gang aufhalten . . .' So spreche ich zu ihr. Und was, meint Ihr, sagte sie darauf? Gar nichts sagte sie, sie schwieg. Eine stille Taube, ein goldiges Kind! Was tut aber Gott? Wir hatten schon die schwere Zeit der Revolution und der Freiheitsmanifeste überstanden, kein Mensch dachte mehr an schwarze Blusen und rote Fahnen, die Mädels mit kurzgeschorenem Haar waren verschwunden, und es gab weder Bomben, noch ähnliche Plagen. Das alles war nun überstanden, doch solange diese Schrecken noch dauerten, fielen mir vor Angst beinahe die Zähne heraus. Ist doch keine Kleinigkeit: eine einzige Tochter, teuer wie ein Augapfel, und auch ein geratenes Kind, hat die Töchterschule beendet . . ."

„Versteht sich . . ."

„Kurz und gut — die bitterste Zeit war vorüber. Nun konnte ich mich doch auch wegen einer Partie für sie umsehen. Mitgift? Mitgift ist das Wenigste, wenn Gott nur den richtigen Freier zuschickt. Und nun beginnt

ein neues Kapitel: Heiratsvermittler, Partien, Freier. Doch ich sehe, daß mit meiner Tochter etwas nicht in Ordnung ist. Ihr meint, daß sie nicht heiraten will? Nein, das kann man nicht sagen. Also was denn? Das werdet Ihr bald hören. Ich fange an aufzupassen, nachzuforschen und erfahre, daß sie heimlich irgendein Buch liest. Und nicht allein: zu Dritt lesen sie das Buch. Sie, und ihre Freundin, die Tochter unseres Chasens[1], auch ein geratenes Mädel, hat auch die Töchterschule beendet; das sind zwei. Und der dritte ist der Nawo-rodoker Bursche. Ihr wollt wissen, wer der Naworodoker Bursche ist? Er ist es gar nicht wert, daß man von ihm spricht. Ein Taugenichts mit einem Ausschlag im Gesicht, mit schlechten Augen ohne Brauen, aber mit einer goldenen Brille, ein ekelhafter, schmieriger Kerl. Ich würde aus seiner Hand nicht einmal ein Stück Brot nehmen! Und obendrein noch ein Kriecher, ein Wurm . . . Wißt Ihr, was ein Wurm ist? Das will ich Euch erklären. Es gibt unter den Menschen Rinder. Und es gibt Esel. Und es gibt Hunde. Und es gibt Schweine. Und schließlich gibt es Würmer. Versteht Ihr es jetzt?"

„Aha!"

„Wie kommt aber dieser Wurm zu mir ins Haus? Durch des Chasens Tochter. Er ist nämlich ihr leiblicher

[1] Chasen — Vorbeter, Kantor.

Vetter. Er studiert irgendwas, will Provisior werden, oder Jurist, oder Zahnarzt, — der Teufel weiß, was er werden will! Ich weiß nur, daß er mein Todesengel ist! Dieser Bursche mit der goldenen Brille mißfiel mir schon auf den ersten Blick. Ich sagte das sogar meinem Weib, doch sie sagte darauf: ‚Was dir nicht alles einfallen kann!' Ich fange an aufzupassen, die Sache gefällt mir immer weniger! Es paßt mir nicht, daß sie zu Dritt lesen und dann diskutieren und sich ereifern . . . Nehme ich einmal meine Tochter vor: ‚Töchterchen,' sage ich, ‚was lest ihr eigentlich so eifrig zu Dritt?' Sagt sie: ‚Es ist nichts . . . Ein Buch . . .' Ich sage: ‚Ich sehe, daß es ein Buch ist. Ich frage nur, was es für ein Buch ist.' Sagt sie: ‚Und wenn ich es dir sage, wirst du es denn verstehen?' Sage ich: ‚Warum soll ich es nicht verstehen?' Fängt sie zu lachen an und sagt: ‚Das ist keines von den Büchern, die du meinst. Es ist ein Roman von Arzibaschew und heißt Ssanin.' — ‚Artze Basches,' sag ich, ‚so hieß bei uns ein blinder Melamed und der ist schon längst gestorben.' Fängt sie noch mehr zu lachen an. Und ich sage mir: Du lachst, Töchterchen, und deinem Vater verblutet das Herz! Was dachte ich mir aber? Nun, daß sie vielleicht wieder das alte Spiel mit Politik angefangen haben. Glaubt Ihr vielleicht, daß ich das Buch daraufhin nicht durchgelesen habe?"

„Versteht sich . . .“

„Ich habe es nicht selbst gelesen, sondern ließ es von wem andern lesen, von einem Gehilfen aus meinem Laden. Es ist ein gebildeter junger Mann, liest russisch ganz flüssig. Ich nahm meiner Tochter das Buch eines Nachts heimlich weg und gab es dem Gehilfen: ‚Nimm das Buch, Berl, lies es durch, und morgen wirst du mir sagen, was darin steht.‘ Am nächsten Morgen verbrenne ich vor Ungeduld, bis Berl ins Geschäft kommt. ‚Nun, Berl, was ist mit dem Buch?‘ Sagt er mir: ‚Ach, ist das ein Buch!‘ Dabei knirscht er mit den Zähnen: ‚Die ganze Nacht konnte ich mich davon nicht losreißen,‘ sagt er. ‚So? Also erzähle mir, was darin steht, damit auch ich es weiß . . .‘ Und mein Berl erzählt mir eine Geschichte . . . Was soll ich Euch sagen? Ganz wirres Zeug! Hört einmal selbst den Unsinn: ‚Es war einmal,‘ erzählt er mir, ‚ein Russe und der hieß Ssanin: er liebte einen guten Schluck Branntwein und eine saure Gurke hinterher . . . Und er hatte eine Schwester, die hieß Lida: sie war sterblich in einen Doktor verliebt, doch sie hatte ein Verhältnis mit einem Offizier . . . Und es war ein Student, der hieß Jura und war sterblich in eine Lehrerin verliebt. Und diese Lehrerin fuhr einmal nachts in einem Schiffchen spazieren, — Ihr meint, mit ihrem Verlobten? Nein, mit dem Trunkenbold Ssanin . . .‘ — ‚Ist das die ganze Geschichte?‘ — ‚Nein, wartet, sie ist

noch nicht ganz fertig. Es war noch ein Lehrer, namens Iwan, und der ging mit dem Ssanin zum Fluß zuschauen, wie die Mädchen baden . . .' — ‚Kurz und gut,' sag ich, ‚was ist die Moral von der Geschichte?' — ‚Die Moral von der Geschichte,' sagt er, ‚ist, daß dieser Trunkenbold Ssanin die Gewohnheit hatte, wie ein Hengst zu wiehern, und selbst vor seiner eigenen Schwester Lida; als er einmal nach Hause kam . . .' ‚Pfui!' sage ich, ‚Genug! Von dem Trunkenbold will ich nichts mehr hören. Ich frage dich, was ist der Witz von der Geschichte?' — ‚Der Witz ist,' sagt er, ‚daß der Offizier sich erschossen hat. Auch der Student hat sich erschossen, und die Lehrerin hat sich vergiftet. Es kam dort auch ein Jude Ssolowejtschik vor: der hat sich aufgehängt.' — ‚Auch du sollst dich aufhängen,' sag ich ihm, ‚mit allen andern zusammen.' Sagt er: ‚Was schimpft Ihr auf mich? Was kann ich dafür?' — ‚Ich meine nicht dich,' sage ich, ‚ich meine Arzibaschew . . .' So sage ich zu meinem Berl, meine aber den Naworodoker Burschen, daß ihn die Cholera! Glaubt Ihr vielleicht, daß ich faul war, mit dem Kerl ein ernstes Wort zu reden?"

„Nun?"

„‚Sag mir doch, wo hast du diesen Unsinn her?' Starrt er mich durch seine Brille an und fragt: ‚Was für einen Unsinn?' Sage ich ihm: ‚Ich meine Arzibaschews Geschichte von dem Trunkenbold, den man

Ssanin nannte . . .' — ‚Ssanin,' sagt er, ‚ist gar kein Trunkenbold.' — ‚Was ist er denn?' — ‚Ssanin,' sagt er, ‚ist ein Held.' — ‚Ist das', sag ich, ‚sein ganzes Heldentum, daß er Branntwein aus einem Teeglas trinkt, dazu saure Gurken ißt und wie ein Hengst wiehert?' Der Naworodoker Bursche gerät in Wut, nimmt seine goldene Brille von der Nase, sieht mich mit seinen roten Augen, die keine Brauen haben, an und sagt: ‚Ihr habt etwas läuten gehört, Onkelchen,' sagt er, ‚könnt es aber nicht nachsingen. Ssanin ist ein Mensch der Natur, ein Mensch der Freiheit. Ssanin', sagt er, ‚sagt, was er denkt und tut was er will . . .' Und so weiter und so weiter! Der Teufel weiß, was er noch alles zusammengeredet hat: von Freiheit, und Liebe, und wieder Freiheit, und wieder Liebe! Und wie er so spricht, reckt er seine Hühnerbrust, fuchtelt mit den Händen und regt sich auf wie ein Maggid auf der Kanzel. Ich schaue ihn an und denke mir: ‚Schöpfer der Welt! Dieser schmierige Kerl wagt es, von solchen Dingen zu sprechen . . . Wie wäre es zum Beispiel, wenn ich ihn beim Kragen packte und zur Türe hinausschmisse, so daß er später alle seine Zähne zusammenklauben müßte?' Doch ich überlege es mir und denke mir weiter: ‚Der Bursche ist einfach ein Narr. Wäre es denn besser, wenn er von Bomben redete?' Wer hätte es aber damals ahnen können, daß es Dinge gibt, die ärger sind als alle

Bomben, und daß ich wegen eines solchen Unsinns mein Kind verlieren werde, meine einzige Tochter, schön wie Gold, teuer wie der Augapfel; daß mein Weib schier verrückt wird, und daß ich vor Kummer und Schande alle meine Geschäfte aufgebe und, — es sind schon zwei Jahre her — in eine andere Stadt ziehe? Doch ich will der Reihe nach erzählen, wie sich alles abspielte, und woher das Unglück kam . . . Es kam nämlich von den Bauernunruhen . . .

„Als die Bauernunruhen bei uns anfingen, fürchteten wir natürlich, daß die Geschichte mit einem Pogrom endet. Wir lebten also in der größten Angst. Doch wenn Gott will, tut er ein Wunder und wendet das Böse zum Besten. Was geschah also? Man schickte in unser Gouvernement ein Regiment Soldaten, und es wurde sofort still. Und das Regiment brachte Leben in das Städtchen: denn was gibt es Besseres für uns Juden, als ein Regiment mit Feldwebeln, Feldschern, Offizieren, Kompaniechefs und Kommandeuren?"

„Ja, das stimmt!"

„Wer konnte aber ahnen, daß des Chasens Tochter sich in einen Offizier verlieben wird? Daß sie sich taufen lassen wollen wird, um den Offizier zu heiraten? Es ist gar nicht zu beschreiben, was es für einen Aufruhr in unserm Städtchen gab! Ihr braucht aber keine Angst zu haben: des Chasens Tochter hat sich nicht

taufen lassen und hat den Offizier nicht geheiratet. Denn als die Bauernunruhen aufhörten, zog das Regiment wieder fort, und der Offizier vergaß sogar in der Eile, von des Chasens Tochter Abschied zu nehmen. Dafür hat aber des Chasens Tochter den Offizier nicht vergessen . . . Die armen Eltern! Was die Leute ausstehen mußten! Die ganze Stadt hat förmlich gekocht, auf Schritt und Tritt sprach man nur von des Chasens Tochter, und wieder von des Chasens Tochter. Böse Menschen hatten nun genug zu tun: Man schickte dem Chasen einmal eine Hebamme ins Haus . . . Ein anderes Mal fragte man ihn, welchen Namen er seinem Enkelkind zu geben gedenke. Obwohl es sehr möglich ist, daß die ganze Geschichte erlogen war. Wißt Ihr denn nicht, was böse Zungen in so einem kleinen Städtchen alles ausdenken können?"

„Das will ich meinen!"

„Den Kummer von den beiden, ich meine den Chasen und seine Frau, konnte man wirklich nicht ruhig ansehen! Denn was konnten sie dafür? Doch meiner Tochter sagte ich ein für allemal: Was gewesen, ist gewesen; doch von heute an hört jede Freundschaft mit des Chasens Tochter auf! Und wenn ich etwas sage, so ist es eben gesagt. Sie ist zwar eine einzige Tochter, muß aber trotzdem vor dem Vater Respekt haben. Wer konnte es ahnen, daß sie mit dem Mädel trotzdem zu-

sammenkommen wird, natürlich, heimlich, hinter meinem Rücken? Und wann merke ich es? Als es schon zu spät ist! . . .“

Plötzlich höre ich hinter meinem Rücken jemanden husten und wie aus dem Schlafe stöhnen. Der Mann, der die Geschichte erzählt, bleibt eine Weile stumm und fährt dann ganz leise fort.

„Das war gerade am ersten Sliches-Tag[1], ich weiß es noch so genau, als ob es erst eben geschehen wäre. Der Chasen sang die Sliches so, daß einem dabei das Herz zerriß! Sein Gesang konnte wirklich einen Stein rühren! Niemand, niemand hat mit ihm so mitgefühlt wie ich . . . Ja, die Kinder von heute! Wehe ihren Vätern! . . . Nach den Sliches verrichte ich gleich das Morgengebet, mache noch einen Sprung nach Hause, frühstücke, nehme die Schlüssel und gehe auf den Markt, um das Geschäft aufzusperren. Doch der Gehilfe ist noch nicht da. Ich warte eine halbe Stunde, ich warte eine Stunde, — er ist immer noch nicht da. Endlich kommt er. ‚Berl, warum so spät?‘ Sagt er mir: ‚Ich komme vom Chasen.‘ —, Was hast du‘, frage ich ihn, ‚plötzlich beim Chasen zu suchen?‘ Und er antwortet: ‚Wißt ihr denn nicht, was mit Chaike geschehen ist?‘ (So hieß nämlich des Chasens Tochter.) ‚Was ist‘, frage

[1] Sliches — Bußpsalmen, die in den Tagen vor dem jüdischen Neujahrsfeste beim Morgengrauen gebetet werden.

ich, ‚mit Chaike geschehen?' — ‚Gott!' sagt er, ‚sie hat sich doch vergiftet!' "

„Ist es möglich?"

„Wie ich das höre, laufe ich sofort nach Hause. Mein erster Gedanke ist: ‚Was wird Ettke dazu sagen?' (So hieß meine Tochter.) Ich komme nach Hause und frage meine Alte: ‚Wo ist Ettke?' — ‚Ettke schläft noch. Was willst du von ihr?' — ‚Mein Gott!' sag ich, ‚Chaike hat sich doch vergiftet!' Wie ich das sage, greift sich mein Weib an den Kopf und beginnt zu fluchen. ‚Was fluchst du?' frage ich sie, und sie antwortet: ‚Ettke ist ja mit ihr erst gestern abend spazieren gegangen, wohl an die zwei Stunden . . .' — ‚Wie?' sage ich, ‚wie kann das sein? Ettke mit Chaike zusammengewesen? Was redest du?' —, Ach!' sagt sie, ‚frage mich lieber nicht! Ich mußte ihr doch nachgeben. Sie bat mich, daß ich dir nichts davon sage, daß sie jeden Tag mit Chaike zusammenkommt! Es ist ein Unglück geschehen. Es wäre besser, wenn ich löge . . .' So spricht zu mir meine Alte und rennt in Ettkes Kammer. Und sie fällt sofort auf den Boden nieder. Ich laufe ihr nach, stürze mich zum Bett und schreie: ‚Ettke!' Es gibt keine Ettke mehr . . .

Sie ist tot. Liegt tot im Bett. Und auf dem Tische steht ein Fläschchen, und daneben liegt ein Zettel, mit ihrer eigenen Hand geschrieben; und in jidischer

Sprache. Sie konnte gut jidisch schreiben, es war ein Vergnügen, ihre Schrift zu lesen. ‚Liebe und teure Eltern!' heißt es in dem Zettel, ‚Verzeiht mir den Schmerz und die Schande, die ich Euch antue. Ich bitte Euch hundertmal um Vergebung,' schreibt sie, ‚wir haben uns beide, ich und Chaike, das Wort gegeben,' schreibt sie, ‚am gleichen Tage, zur gleichen Stunde den gleichen Tod zu sterben, denn wir können ohne einander nicht leben . . . Ich weiß,' schreibt sie, ‚daß ich an Euch ein großes und schweres Verbrechen begehe. Ich habe mich mit diesem Gedanken sehr lange gequält. Nun ist es beschlossen, und ich kann nicht mehr zurück! Eine Bitte habe ich an Euch, teure Eltern: laßt mich an Chaikes Seite beerdigen,' schreibt sie, ‚Grab neben Grab. Bleibt gesund und vergeßt, vergeßt,' so endet der Brief, ‚daß Ihr einmal eine Tochter hattet mit Namen Ettke.' Habt Ihr es gehört? Wir sollen vergessen, daß wir eine Tochter Ettke hatten! . . ."

*

Ich höre hinter meinem Rücken ein Stöhnen und Krächzen, und eine verschlafene Frauenstimme ruft:

„Awremel! . . . Awremel! . . ."

„Ja, was ist, Gitke? Hast du ausgeschlafen? Willst du Tee trinken? Bald kommt eine Station. Wo ist die Teekanne? Wo ist der Tee und der Zucker? . . ."

H o d e l

Von Scholem-Alejchem

Aus den Erzählungen Tewjes des Milchhändlers

Ihr wundert Euch wohl, Reb Scholem-Alejchem, daß man Tewje letztens so selten sieht? Ihr sagt, daß er sich plötzlich verändert hat und mit einem Mal grau geworden ist? Ach ja! Wenn Ihr nur wüßtet, wieviel Kummer und Plagen Tewje zu tragen hat! Wie heißt es noch in unseren heiligen Büchern: „Der Mensch kommt von Staub und endet in Staub" — das bezieht sich doch nur auf mich! Wo es nur irgendeine Plage oder ein Unglück gibt, muß ich unbedingt dabei sein. Und wißt Ihr, woher das kommt? Vielleicht daher, weil ich von Natur aus so leichtgläubig bin und jedem Menschen blind vertraue . . . Unsere Weisen haben schon oft davor gewarnt, aber was soll ich machen, wenn meine Natur einmal so ist? Ihr wißt ja, mein Gottvertrauen ist stark, und ich erhebe niemals Klage gegen den, der ewig lebt. Was Er tut, ist gut. Und wenn Ihr sogar einmal versucht zu klagen, so wird es Euch auch

nichts helfen. In den Sliches[1] heißt es ja: „Die Seele gehört dem Herrn und auch der Leib gehört dem Herrn"; wie kann dann der Mensch überhaupt wissen, was der Schöpfer mit ihm tun will? Ich muß darüber immer mit meiner Alten streiten: „Golde," sage ich, „du sündigst mit den Lippen; denn in einem Midrasch steht . . ." — „Was geht mich der Midrasch an?" sagt sie. „Wir haben", sagt sie, „eine Tochter, die man verheiraten muß; und nach dieser Tochter kommen, unberufen, zwei andere Töchter; und nach den zweien kommen noch drei, sie mögen stark und gesund sein!" — „Ach!" sage ich, „das ist wirklich nicht der Rede wert, Golde! Denn unsere Weisen haben auch das vorausgesehen, und in einem anderen Midrasch heißt es . . ." Sie läßt mich aber nicht weiterreden und sagt: „Erwachsene Töchter sind der beste Midrasch . . ." Nun rede einer mit einem Weibsbild!

Daraus könnt Ihr schon ersehen, daß ich von dieser Ware genug auf Lager habe, eine reiche Auswahl. Und es ist wirklich ausgesucht schöne Ware: die eine hübscher als die andere. Es ziemt sich zwar nicht, daß man seine eigenen Kinder lobt, doch alle Leute sagen, daß sie wirklich schöne Mädels sind. Und ganz besonders die zweite Tochter, Hodel, die nach Zeitel kommt, nach der ältesten, die sich, wenn Ihr Euch noch erinnert,

[1] Siehe Anmerkung Seite 134.

in den Schneider verliebt hat; diese Hodel ist schön, wie es im heiligen Buche Esther heißt: „Eine schöne und feine Dirne!“ Sie strahlt wie ein Stück Gold. Und zu meinem Unglück hat sie obendrein auch einen scharfen Verstand; sie schreibt und liest jidisch und russisch und verschlingt Bücher wie Knödel. Werdet Ihr doch fragen: wie kommt Tewjes Tochter zu Büchern, wenn ihr Vater mit Butter und Käse handelt? Nun, diese selbe Frage lege ich ja auch den feinen jungen Leuten vor, die, mit Verlaub zu sagen, keine Hosen haben, aber doch unbedingt studieren wollen. Versucht sie nur zu fragen: „Was studieren? Wozu studieren?“ Sollen Ziegenböcke ebensoviel von fremden Gärten wissen, wie die wissen, was darauf zu antworten. Vor allen Dingen läßt man sie doch zum Studium überhaupt nicht zu! ... Und doch hättet Ihr sehen sollen, mit welchem Fleiß, mit welcher Ausdauer sie lernen! Und wer sind sie? Kinder von Handwerkern, von Schneidern und Schustern, so wahr mir Gott helfe in allem, was ich beginne! Sie gehen nach Kijew, oder nach Odessa, wohnen auf Dachböden, haben zu Mittag Plagen und Unglück und zum Nachtisch die Kränke. Monatelang bekommen sie kein Stückchen Fleisch zu sehen. Und wenn es ein Fest gibt, so kaufen sich sechs Personen zusammen eine Semmel und einen Hering.

Einer von solchen jungen Leuten tauchte einmal auch in unserm Winkel auf; er stammte aus unsrer Gegend,

und ich habe sogar einmal seinen Vater gekannt: ein Zigarettenarbeiter ist er gewesen und ein großer Bettler dazu. Nun, daraus mache ich ihm ja keinen Vorwurf: denn wenn es der große Tannaïte Rabbi Jojchenen nicht für unpassend hielt, Stiefel zu flicken, so ist es auch für den jungen Mann keine Schande, einen Zigarettendreher zum Vater zu haben. Aber eines habe ich gegen ihn doch einzuwenden: Wozu braucht so ein Bettler studieren? Allerdings hat er gute Fähigkeiten. Pertschik heißt er, der Unglückliche, auf jüdisch „Pfefferl". Er sieht auch wirklich wie ein Pfefferl aus: klein, schwarz und unansehnlich; doch den Mund nimmt er gerne voll, und aus seinem Mund kommt nichts als Pech und Schwefel heraus.

Eines Tages fahre ich heim aus Bojberik, wo ich ein wenig von meinen Waren — Käse, und Butter, und Rahm an die Sommerfrischler verkauft habe; ich sitze in meinem Wägelchen und denke, wie es schon meine Gewohnheit ist, über himmlische Dinge nach, und über die reichen Leute von Jehupez, denen es unberufen so gut geht, und über den Pechvogel Tewje, dem es so schlecht geht, und über mein Pferdchen und ähnliche Dinge. Es ist ein heißer Sommertag, die Sonne brennt, die Fliegen stechen, und die Welt um mich herum ist so erquickend groß und offen, daß man Lust bekommt, sich aufzuheben und davonzufliegen, oder sich auszuziehen und davonzuschwimmen!

Da sehe ich, wie ein Bursche zu Fuß durch den Sand marschiert. Er hält sein Päckchen unter dem Arm und schwitzt; scheint todmüde zu sein. „Du," sage ich zu ihm, „setze dich auf meinen Wagen, ich will dich eine Strecke fahren, denn mein Wägelchen ist leer. Auch steht es in der Schrift: ‚Wenn du deines Bruders Ochsen siehest irre gehen, so sollst du dich nicht von ihm entziehen, sondern sollst ihm helfen'; und umsomehr einem Menschen!" Der Bursche lacht, läßt sich aber nicht lange bitten und klettert in den Wagen. „Woher kommst du, mein Junge?" frage ich ihn unterwegs. „Aus Jehupez," sagt er mir. „Was hat," frage ich ihn, „so ein Bursche wie du in Jehupez zu suchen?" — „So ein Bursche wie ich," sagt er, „macht jetzt seine Prüfungen." — „Was will", frage ich, „so ein Bursche wie du werden?" — „So ein Bursche wie ich," sagt er, „weiß noch selbst nicht, was er werden will." — „Wenn er es nicht weiß," sage ich, „warum quält er sich dann mit dem Studieren?" — „Seid unbesorgt, Reb Tewje," sagt er, „so ein Bursche wie ich weiß ganz gut, was er zu tun hat." — „Wenn du weißt, wer ich bin," sage ich „so wirst du mir vielleicht sagen, wer du bist?" — „Wer ich bin?" sagt er: „Ich bin ein Mensch!" — „Ich sehe," sage ich, „daß du ein Mensch und kein Pferd bist; ich möchte nur wissen, wessen Kind du bist." — „Wessen Kind soll ich sein?" sagt er, „ich bin Gottes Kind." — „Ich weiß," sage ich,

„das du Gottes Geschöpf bist, denn es steht bei uns geschrieben, ‚Jedes Tier und jedes Vieh gehört Gott'; ich frage," sage ich, „woher du stammst: bist du aus unserer Gegend oder aus Littauen?"—„Was die Abstammung betrifft," sagt er, „so stamme ich von Adam; ich bin übrigens von hier." „Sag mir dann," sage ich, „wer ist dein Vater?" — „Mein Vater," sagt er, „hieß Pertschik." — „Daß dich der Teufel!" sage ich: „Was machst du dann so lange Geschichten? Du bist also des Zigarettendrehers Pertschik Sohn und studierst am Gymnasium?" — „Ja, und ich studiere am Gymnasium." — „Mir kann es recht sein!" sage ich, „aber sag mir nur das eine: wovon lebst du?" — „Ich lebe", sagt er, „von dem, was ich esse." — „Aha!" sage ich, „ich verstehe! Aber was ißt du?" — „Alles," sagt er, „was man mir gibt." — „Auch das verstehe ich," sage ich, „bist wohl nicht wählerisch: wenn man dir etwas gibt, so ißt du, und wenn man dir nichts gibt, so beißt du dich in die Lippe und gehst hungrig zu Bett. Aber es lohnt sich wohl zu hungern," sage ich, „wenn man es nur den reichen jungen Leuten aus Jehupez gleichtun und am Gymnasium studieren kann, denn auch in der Schrift heißt es: ‚Alle sind auserwählt.' . ." So spreche ich zu ihm und führe Texte aus der Schrift und aus dem Midrasch an. Er unterbricht mich aber und sagt: „Sie werden es nicht erleben," sagt er, „die Reichen von Jehupez, daß ich

ihnen gleichtue! — Krepieren", sagt er, „sollen sie!" — „Du bist mir etwas zu scharf gegen die Reichen!" sage ich: „Ich fürchte, daß du mit ihnen Streitigkeiten hast wegen deines Vaters Erbschaft!" — „Was meint Ihr?" sagt er: „Ich kann Euch nur sagen, daß ich, und Ihr und wir alle von ihnen noch manchen Rubel zu bekommen haben." — „Weißt du was?" sage ich, „laß lieber deine Feinde für dich reden. Ich sehe" sage ich, „nur das eine: du bist kein verlorener Mensch, und die Zunge braucht man dir nicht zu wetzen. Wenn du Zeit hast," sage ich, „so kannst du heute abend zu mir hereinschauen. Wir wollen ein wenig reden und bei dieser Gelegenheit kriegst du von mir auch ein Abendessen."

Es versteht sich, daß der Bursche sich das nicht zweimal sagen ließ: er erschien am gleichen Abend und zwar im richtigen Augenblick, als die Suppe auf dem Tische stand und die Butterkuchen im Ofen sich bräunten. „Geh," sag ich, „wasch dir die Hände[1]; und wenn du es nicht tun willst, so kannst du von mir aus auch mit ungewaschenen Händen essen: ich bin ja nicht Gottes Anwalt," sage ich, „und mich wird man auf jener Welt dafür nicht peitschen." So sage ich zu ihm und ich fühle, daß mir etwas an diesem Menschen gefällt; was es ist, weiß ich nicht, aber es zieht mich stark zu ihm hin. Ich

[1] Es ist rituelle Vorschrift, sich vor jeder Mahlzeit die Hände zu waschen.

liebe, versteht Ihr mich, einen Menschen, mit dem man reden kann, über einen Text aus der Schrift, oder aus dem Midrasch, oder mit dem man so allgemeine Betrachtungen über himmlische Dinge anstellen kann. So ist eben Tewje beschaffen! Von jenem Abend an kam nun der Bursche fast jeden Tag zu Besuch: wie er nur mit seinen Stunden fertig war, kam er gleich zu mir, um auszuruhen und sich zu zerstreuen. Ihr müßt wissen, daß das Stundengeben bei uns wirklich kein Vergnügen ist: unsere reichsten Leute zahlen so einem Lehrer nicht mehr als drei Rubel die Woche; und dafür muß er ihnen noch Telegramme aufsetzen, Adressen schreiben und manchmal auch einen Gang besorgen. Warum auch nicht? Wenn du bezahlt wirst, so mußt du auch wissen, wofür! Es war noch sein Glück, daß er bei mir zu essen bekam. Dafür hat er meine Töchter unterrichtet: ‚Auge für Auge'! Und so wurde er bei mir mit der Zeit wie ein Sohn des Hauses. Die Töchter traktierten ihn mit Milch, und meine Alte pflegte aufzupassen, daß er ein ganzes Hemd am Leibe und ein Paar ganze Socken an den Füßen hatte. Und wir nannten ihn von nun an „Pfefferl", d. h. wir übersetzen seinen Namen „Pertschik" ins Jüdische. Und ich muß sagen, daß wir ihn alle gerne mochten, denn er war im Grunde genommen gar kein übler Mensch, ein einfacher, ehrlicher Bursche . . .

Aber eines wollte mir an ihm nicht gefallen: er hatte

die Gewohnheit, manchmal ganz zu verschwinden. Oft stand er auf, ging weg, und man sah ihn tagelang nicht: „Der Knabe ist nicht da," wie Ruben zu seinen Brüdern sagte — Pfefferl ist verschwunden. Und wenn er wieder erscheint, und ich ihn frage: „Wo bist du gewesen, mein Schatz?" schweigt er wie ein Fisch ... Ich weiß nicht, ob Ihr das mögt, aber ich kann es nicht leiden, wenn ein Mensch Geheimnisse hat. Ich verlange von einem Menschen, daß er offen ist und alles sagt, was er auf dem Herzen hat. Er war also sehr verschlossen, und doch, wenn er einmal ins Reden kam, war er gleich Feuer und Flamme. Aber ein Mundwerk hatte er — nicht gedacht soll seiner werden! Er räsonnierte über Gott, und seinen Gesalbten, und über Gottes Lehre, — über die letztere — am allermeisten! Und seine Gedanken waren immer so wild, krumm und verworren! So suchte er mir, zum Beispiel, zu beweisen, daß der reiche Mann nichts taugt, und der Bettler ein gar wichtiger Mensch ist; und was den Arbeiter betrifft, so hielt er ihn für die vornehmste Person, die es gibt; denn das Wichtigste ist, sagte er, daß der Mensch von seiner Hände Arbeit lebt. „Ganz recht," pflegte ich ihm darauf zu antworten, „aber bares Geld ist doch besser?" Wird er wütend und will mir beweisen, daß das Geld das größte Unglück für die Welt ist: „Vom Gelde", sagt er, „kommt eben alle Lüge und jede Ungerechtigkeit, die es nur in der Welt gibt; denn

alles, was auf der Welt geschieht, ist ungerecht." Und er beweist es mir mit allerlei Beispielen und Gründen, die weder Sinn, noch Zusammenhang haben . . „Aus deiner verrückten Lehre folgt also," sage ich ihm, „daß es auch ungerecht ist, wenn ich meine Kühe melke und mit meinem Pferde fahre?" Und ich gebe ihm noch ähnliche schwere Fragen auf und unterbreche ihn bei jedem Wort; wie es Tewje eben kann! Aber auch mein Pfefferl versteht sich aufs Disputieren! Er kann das sogar viel zu gut, und es wäre für ihn besser, wenn er es nicht so gut könnte! Und er nimmt sich auch kein Blatt vor den Mund. Wie wir eines Abends auf den Stufen vor dem Hause sitzen und über solcherlei Fragen philosophieren, sagt er plötzlich, der Pfefferl, zu mir: „Wißt Ihr was, Reb Tewje? Ihr habt doch sehr geratene Töchter!" — „Wirklich?" sage ich, „ich danke für die Neuigkeit. Es kann auch nicht anders sein," sage ich, „wenn sie mir nachgeraten sind." — „Und Eure älteste Tochter," sagt er zu mir weiter, „die ist besonders klug, ein wirklich wertvoller Mensch!" — „Das weiß ich auch selbst," sage ich, „denn der Apfel fällt nicht weit vom Baum." So sage ich zu ihm und freue mich dabei: denn welcher Vater hört es nicht gerne, daß man seine Kinder lobt? Wer konnte es damals ahnen, daß aus diesem Lob eine gar schreckliche Liebesgeschichte werden wird? Hört nur, was weiter kam.

Kurz und gut, ich fahre einmal wieder gegen Abend mit meinem Wägelchen durch Bojberik von einer Sommerwohnung zur anderen und verkaufe meine Milchwaren, als mich plötzlich jemand ruft. Ich sehe mich um: es ist Efroïm der Schadchen. Wie er mich in Bojberik sieht, hält er mich an und sagt: „Entschuldigt," sagt er, „Reb Tewje, ich muß mit Euch etwas besprechen." — „Ich habe nichts dagegen," sage ich, „wenn es nur etwas Gutes ist." Und ich laß mein Pferd halten. „Ihr habt," sagt er, „Reb Tewje, eine Tochter." — „Ich habe," sage ich, „sieben Töchter, sie mögen alle stark und gesund sein." — „Ich weiß," sagt er, „das Ihr sieben Töchter habt; auch ich habe sieben Töchter." — „Also haben wir zusammen vierzehn," sage ich. „Scherz beiseite," sagt er, „die Sache ist nämlich die: ich bin ja, wie Ihr wißt, ein Schadchen, also habe ich eine Partie für Eure Tochter. Es ist aber eine ganz außergewöhnliche Partie, wirklich prima!" — „Laßt mich hören," sage ich, „was Ihr eine prima Partie nennt! Wenn es ein Schneider ist, oder ein Schuster, oder ein Melamed, so soll er nur dort bleiben, wo er ist. Denn meinesgleichen werde ich auch anderswo finden können. Wie es auch im Midrasch ganz richtig heißt . . ." — „Ach," sagt er, „Reb Tewje, Ihr fangt schon wieder mit Eurem Midrasch an! Bevor man mit Euch redet," sagt er, „muß man seinen Gürtel fester zusammenschnallen! Ihr überschüttet

die ganze Welt mit Euren Texten. Hört doch besser, was für eine Partie Euch Efroïm der Schadchen vorzulegen imstande ist. Jetzt sollt Ihr", sagt er, „hören und schweigen." So sagt zu mir Efroïm der Schadchen und liest mir einen Zettel vor; was soll ich Euch sagen — die Sache klingt wirklich sonderbar. Erstens ist die Stadt, wo der junge Mann wohnt, eine sehr schöne Stadt. Und zweitens ist er auch von guter Familie, und darauf lege ich gerade großen Wert. Denn auch ich bin nicht der erste Beste. In meiner Familie gibt es, wie unter den Schafen Labans allerlei: bunte, gefleckte und gesprenkelte; es gibt ganz einfache Menschen, und es gibt Handwerker, und es gibt Hausbesitzer. Außerdem ist der junge Mann gebildet, kennt sich in den kleinen Talmudbuchstaben aus. Und das halte ich nicht für gering: denn einen ungebildeten Juden hasse ich wie Schweinefleisch! Ein Ungebildeter ist für mich viel ärger als ein Trunkenbold. Ihr könnt von mir aus ohne Hut herumlaufen oder gar auf dem Kopfe stehen; wenn Ihr Euch nur im Raschi-Kommentar auskennt, gehört Ihr schon zu meinen Leuten. So ein Mensch ist eben Tewje! Und dann ist der junge Mann, sagt Efroïm, sehr reich, fährt in eigener Equipage mit feurigen Rossen ... Mir kann es recht sein, denke ich mir, denn Reichtum gehört nicht zu den größten Fehlern, die ein Mensch haben kann. Wenn ich schon wählen soll, so ziehe ich immerhin einen

Reichen einem Bettler vor. Es heißt zwar: „Armut steht dem Volke Israel wohl an," doch Gott selbst mag keinen Bettler leiden: denn hätte Gott den Bettler lieb, so wäre der Bettler eben kein Bettler. — „Und was könnt Ihr mir noch sagen?" frage ich ihn. „Ich kann Euch noch sagen," sagt er, „daß der junge Mann diese Partie unbedingt machen will, daß er nach Eurer Tochter verschmachtet, denn er will nur eine Schöne." — „So!" sage ich, „von mir aus. Aber wer ist er? Ein Witwer? Ein Geschiedener? Oder was?" — „Er ist", sagt er, „Junggeselle, wenn auch schon etwas in den Jahren, aber doch Junggeselle." — „Und wie ist", frage ich, „sein heiliger Name?" Den Namen will er mir nicht sagen, ich könnte ihn in Stücke schneiden. „Bringt Eure Tochter einmal mit nach Bojberik," sagt er, „so werde ich Euch seinen Namen sagen." —„Was heißt," sage ich, „daß ich sie bringen soll? Man bringt doch nur ein Pferd zum Jahrmarkt oder eine Kuh zum Verkauf..."

Aber Ihr wißt wohl selbst, daß ein Schadchen auch eine Wand überreden kann. Und so wurde beschlossen, daß ich sie, so Gott will, in der nächsten Woche nach Bojberik mitbringe. Und es kommen mir schon allerlei süße Gedanken in den Sinn. Ich stelle mir vor, wie meine Hodel in einer Equipage mit feurigen Rossen spazieren fährt, und wie die ganze Welt mich beneidet; weniger wegen der Equipage und der Rosse, als wegen

der Wohltaten, die ich durch meine reiche Tochter der Welt erweise: Wie ich Armen mit Darlehen aushelfe, dem einen zwanzig, dem andern fünfzig und dem dritten gar hundert Rubel gebe: denn der Arme ist ja auch ein Mensch. So denke ich mir, wie ich in der Dämmerung nach Hause fahre, und ich schlage mein Pferdchen und spreche mit ihm in der Pferdesprache: „Pferdchen," sage ich zum ihm, „hui! Bewege doch etwas schneller deine Beine. Wenn du etwas schneller läufst," sage ich, „so bekommst du deine Portion Hafer, denn es steht bei uns geschrieben: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen', und wenn man nicht schmiert, so kann man nicht fahren."

Und wie ich so mit meinem Pferdchen spreche, sehe ich, daß aus dem Walde zwei Menschen herauskommen, ein Männlein und ein Weiblein. Sie gehen hart neben einander her und sind in ein Gespräch vertieft. Wer kann das sein? frage ich mich und schaue durch die flammenden Sonnenstrahlen hin. Ich könnte schwören, daß der eine von den beiden Pfefferl ist! . . . Doch mit wem geht der Bursche so spät? Ich halte mir die Hand vor die Augen, gegen die Sonnenstrahlen, und schaue ganz scharf hin. Wer ist das Weiblein, mit dem er geht? Herr Gott! Ist das nicht Hodel? Gewiß ist es Hodel! . . . So! Darum haben sie mit solchem Eifer Grammatik gelernt und Bücher gelesen! Ach, Tewje, was für ein

Narr du bist! So denke ich mir und lasse den Gaul halten und rufe die beiden zu mir heran: „Guten Abend!“ sage ich. „Was hört man Neues vom japanischen Krieg? Wie kommt ihr“, sage ich, „plötzlich her? Was sucht ihr hier? Den gestrigen Tag?“ Wie die Leutchen diesen Willkommengruß hören, bleiben sie stehen, wie man sagt, ‚zwischen Himmel und Erde‘, etwas verlegen und mit roten Gesichtern ... Sie stehen eine Minute schweigend da und blicken zu Boden, dann heben sie die Augen wieder auf und schauen mich an; ich schaue sie an, und dann schauen sie einander an.

„Nun?“ sage ich. „Ihr seht mich so an, als ob ihr mich schon lange nicht gesehen hättet. Ich bin, glaube ich, noch immer der alte Tewje,“ sage ich, „der ich immer war, und habe mich gar nicht verändert.“ So sage ich zu ihnen halb im Scherz und halb ärgerlich. Nun wendet sich zu mir meine Tochter, das heißt Hodel, und errötet noch mehr. „Vater,“ sagt sie, „du kannst uns gratulieren!“ — „Ich gratuliere“, sage ich, „und wünsche viel Glück! Aber was ist eigentlich los? Habt ihr“, frage ich, „einen Schatz im Walde gefunden? Oder seid ihr soeben einer großen Gefahr entronnen?“

„Nein,“ sagt Pfefferl, „aber wir sind Bräutigam und Braut.“ „Was heißt,“ sage ich, „ihr seid Bräutigam und Braut?“ — „Ihr wißt nicht,“ sagt er, „was Bräutigam und Braut heißt? Es heißt, daß ich ihr Bräutigam

bin und sie meine Braut ist." So sagt Pfefferl zu mir und blickt mir gerade in die Augen. Aber auch ich blicke ihm gerade in die Augen und sage: „Wann war bei euch die Verlobungsfeier? Und warum habt ihr mich nicht zu der Feier geladen? Ich bin doch, glaube ich, ein Verwandter..." So scherze ich, doch es ist mir dabei gar nicht so lustig zu Mute. Aber Tewje ist kein Frauenzimmer, Tewje will eine Sache bis zum Ende hören... Und ich sage ihnen: „Ich verstehe nicht: eine Verlobung ohne einen Schadchen und ohne ein Verlobungsmahl?" — „Was brauchen wir", sagt Pfefferl, „einen Schadchen? Wir sind ja schon längst Bräutigam und Braut." — „So!" sage ich. „Das sind Gottes Wunder! Warum habt ihr bisher davon geschwiegen?" — „Warum sollten wir davon sprechen? Wir hätten es Euch auch jetzt nicht erzählt; da wir uns aber bald von einander trennen, haben wir beschlossen, zuvor die Chuppe[1] zu stellen..."

Das war mir schon zuviel. Daß sie sich verlobt hatten, das konnte ich schließlich noch ertragen: er liebt sie, sie liebt ihn, — warum denn nicht. Aber gleich die Chuppe stellen! — was hat das für einen Sinn? Der Bräutigam merkt wohl, daß ich etwas überrascht bin und sagt: „Versteht Ihr, Reb Tewje, die Sache ist nämlich die, daß ich bald von hier fortreise." — „Wann

[1] Chuppe — Traubaldachin. Chuppe stellen — Hochzeit machen.

gehst du fort?" — „Sehr bald." — „Und wo willst du hin?" — „Das kann ich Euch", sagt er, „nicht sagen, denn es ist", sagt er, „ein Geheimnis." Ihr hört? Es ist ein Geheimnis! Wie gefällt Euch das? Da kommt so ein kleines schwarzes Pfefferl daher, stellt sich als Bräutigam vor, will eine Chuppe stellen, ist im Begriff fortzureisen und sagt nicht, wohin! Soll da einem die Galle nicht heraus? „Gut," sage ich zu ihm, „ein Geheimnis ist eben ein Geheimnis; bei dir ist alles Geheimnis... Erkläre mir aber, mein Lieber, folgendes: Du bist doch ein Mensch, der viel von Gerechtigkeit hält und vom Kopf bis zu den Füßen mit Menschlichkeit gesalbt ist. Wie reimt sich damit zusammen," sage ich, „daß du dem alten Tewje eine Tochter wegnimmst, um sie gleich darauf als verlassene Frau sitzen zu lassen? Das heißt bei dir Gerechtigkeit? Menschlichkeit? Es ist noch ein Glück," sage ich, „daß du mich nicht bestohlen und mein Haus nicht angezündet hast!"

„Vater!" sagt zu mir Hodel, „du weißt gar nicht, wie glücklich wir sind und wie wir uns beide freuen, daß wir dir unser Geheimnis erzählt haben. Es ist uns beiden", sagt sie, „ein Stein vom Herzen gefallen. Komm her, laß dich umarmen!" Und ohne viel zu reden, fallen sie über mich her, er von der einen Seite, sie von der andern, und nun geht die Küsserei los: sie küssen mich und ich sie. Und sie machen das so stürmiseh, daß sie,

wohl aus Versehen, auch einander küssen! Es ist nicht zu beschreiben, das reinste Theater! „Ist es vielleicht schon genug?“ sage ich. „Ich glaube, es ist Zeit von ernsteren Dingen zu sprechen!“ — „Von was für Dingen?“ fragen sie mich. „Nun,“ sage ich, „von Mitgift, Aussteuer, Hochzeit . . .“ — „Wir brauchen“, sagen sie, „gar nichts, und wir wollen weder Mitgift noch Aussteuer.“ „Was denn,“ sage ich, „wollt ihr?“ — „Wir wollen“, sagen sie, „nur die Chuppe und sonst nichts.“ Wie gefällt Euch das?!

Kurz und gut, ich will Euch nicht lange aufhalten, es half mir nichts. Ich mußte ihnen die Chuppe stellen. Es war eine schöne Chuppe! Gar nicht nach Tewjes Geschmack . . . Eine stille Trauung . . . Und obendrein habe ich ja auch meine Alte, und die ist wie ein Blutegel auf meine Wunden. Nun quält sie mich, daß ich ihr sage, warum die Sache so plötzlich und so eilig ist. Wie kann man so etwas einem Frauenzimmer erklären? Ich muß, um des lieben Friedens willen, eine gewaltige Lüge erfinden. Erzähle ihr eine Geschichte von einer Erbschaft und von einer reichen Tante in Jehupez, damit sie mich nur in Ruhe läßt. Und noch am gleichen Tag, das heißt einige Stunden nach der schönen Hochzeit, spanne ich mein Wägelchen ein, und wir fahren zu Dritt, daß heißt ich und er und sie nach Bojberik zum Bahnhof. Und wie ich mit ihnen fahre, schaue ich

sie von der Seite an und denke mir: „Was haben wir doch für einen großen Gott, und wie wunderlich ist seine Welt! Und was für merkwürdige Geschöpfe hat er erschaffen! Da sitzt ein junges Paar, frisch aus dem Backofen, und er fährt weg, Gott weiß wohin, und sie bleibt da, und keiner von den beiden läßt auch nur des Anstandes wegen eine Träne fallen! Aber Tewje ist kein Frauenzimmer, Tewje hat Zeit, er sieht zu und schweigt und wartet, was daraus werden soll . . .

Auf dem Bahnhofe sehe ich einige junge Burschen in ausgetretenen Stiefeln: sie sind gekommen, um meinem Schwiegersohn das Geleite zu geben. Einer von ihnen sieht ganz wie ein Bauernbursche aus: das Hemd hängt ihm, mit Verlaub zu sagen, über den Hosen heraus. Er flüstert die ganze Zeit mit den Meinigen. „Paß auf, Tewje," denke ich mir, „ob du nicht in eine Gesellschaft von Pferdedieben oder Einbrechern oder Falschmünzern hineingeraten bist . . ."

Wie ich mit meiner Hodel aus Bojberik nach Hause fahre, muß ich diese Befürchtung ganz offen aussprechen. Fängt sie zu lachen an und will mir einreden, daß es lauter feine Menschen sind, ehrliche, durchaus ehrliche junge Leute, die nur für ihre Mitmenschen leben und an ihr eigen Wohl überhaupt nicht denken . . . „Und der Bursche mit dem Hemd," sagt sie, „der ist gar ein Sohn reicher Eltern. Er hat", erzählt sie mir,

„seine Eltern in Jehupez verlassen und will von ihnen keinen Pfennig nehmen." — „So?" sage ich, „Gottes Wunder! Er scheint wirklich ein ganz feiner Bursche zu sein: zu seinen langen Haaren und zu dem Hemd, das über den Hosen hinaushängt, fehlt ihm nur noch eine Ziehharmonika in der Hand, und daß ihm ein Hund nachläuft: dann würde er ganz herrlich aussehen!"

So rechne ich mit ihr ab, eigentlich auch für ihn, und lasse meine ganze Erbitterung an ihr aus. Und sie? Es rührt sie nicht. ‚Und Esther sagte nichts.' Sie stellt sich einfältig. Ich sage ihr: „Dein Pfefferl!" Und sie spricht vom allgemeinen Wohl, Arbeitern und ähnlichem Unsinn ... „Was taugt mir", sage ich, „euer allgemeines Wohl und eure ganze Arbeit, wenn alles so geheim zugeht? Es gibt", sage ich, „ein Sprichwort: Wo ein Geheimnis ist, dort ist Diebstahl ... Sag' mir lieber gleich, wohin dein Pfefferl weggefahren ist und wozu? ..." — „Kannst mich um alles andere bitten," sagt sie, „aber das kann ich dir nicht sagen, nur das nicht! Frage lieber nicht danach! Glaube mir," sagt sie, „du wirst mit der Zeit selbst alles erfahren, wirst, so Gott will, recht bald viel Neues und Gutes hören!" — „Amen!" sage ich. „Deine Worte mögen gleich in Gottes Ohr kommen. Aber unsere Feinde", sage ich, „sollen so wissen, was Gesundheit ist, wie ich weiß, was bei euch da vorgeht, und wie ich verstehe, was das

ganze Spiel bedeutet." — „Das ist eben das Unglück," sagt sie, „daß du das gar nicht verstehen kannst." — „Ist es denn so tief? Ich glaube," sage ich, „daß ich mit Gottes Hilfe auch schwierigere Sachen verstehe!" — „So etwas", sagt sie, „kann man mit der Vernunft allein nicht erfassen, das kann man nur mit dem Herzen fühlen . . ." So spricht zu mir Hodel, meine Tochter, und wie sie das sagt, ist ihr Gesicht rot wie Feuer und ihre Augen brennen. So sind einmal meine Töchter, nicht gedacht soll ihrer werden! Wenn sie sich an etwas hängen, dann schon mit Herz und Leben, mit Leib und Seele! . . .

Kurz und gut, — es vergeht eine Woche, es vergehen zwei Wochen, drei und vier und fünf und sechs und sieben Wochen — es kommt von ihm weder ein Brief, noch sonst eine Nachricht. „Pfefferl ist verschwunden," denke ich mir. Und wie ich meine Hodel anschaue, sehe ich, daß sie keinen Tropfen Blut im Gesicht hat. Sie sucht sich immer die schwerste Arbeit im Hause aus, um ihren Kummer zu vergessen; und sie spricht kein Wort. Als ob es überhaupt kein Pfefferl in der Welt gegeben hätte!

Wie ich aber einmal nach Hause komme, sehe ich, daß Hodel geweint hat: ihre Augen sind rot und angeschwollen. Ich frage nach und höre, daß ein Bursche dagewesen ist mit langem Haar, und daß er mit Hodel

lange getuschelt hat. „Aha!“ sage ich mir, „das wird wohl jener Kerl sein, der seine reichen Eltern verlassen hat und das Hemd über den Hosen trägt!...“ Und ohne es mir lange zu überlegen, rufe ich Hodel aus der Stube in den Hof heraus und nehme sie ins Gebet: „Sag mir, meine Tochter, hast du schon von ihm einen Gruß?“ — „Ja.“ — „Wo befindet sich jetzt dein Gemahl?“ — „Sehr weit von hier,“ sagt sie. — „Was tut er dort?“ — „Er sitzt.“ — „Er sitzt?“ — „Ja, er sitzt...“ — „Wo sitzt er? Wofür sitzt er?“ Sie gibt keine Antwort. Sie sieht mir in die Augen und schweigt. „Sage mir nur das eine,“ sage ich: „Soviel ich verstehe, hat er keinen Diebstahl begangen; und sobald er kein Dieb und kein Schwindler ist, wofür sitzt er dann, für was für gute Werke?“ Sie schweigt: und Esther sagt nichts... Denke ich mir: Du willst nichts sagen, gut; ich bestehe nicht darauf: er ist doch dein Mann und nicht mein Mann!... Doch tief im Herzen spüre ich einen Schmerz: ich bin ja immerhin der Vater, und wir sagen auch im Morgengebet: ‚Der Vater erbarmt sich seiner Kinder...‘ Ein Vater ist eben ein Vater...

Das war in der Zeit um Hojschano-Rabo[1]. In den Feiertagen pflege ich mich auszuruhen, und auch mein Pferdchen ruht sich aus, wie es in der Schrift heißt: „Da

[1] Der siebte Tag des Laubhüttenfestes.

sollst du kein Werk tun, noch dein Knecht, noch dein Vieh..." Außerdem gibt es in Bojberik um diese Jahreszeit nichts mehr zu tun: sobald der erste Posaunenstoß des Monats Elul s erschallt, laufen alle Sommerfrischler davon, wie die Mäuse zur Hungerszeit, und Bojberik wird eine Wüste. In solchen Tagen liebe ich es, auf den Stufen vor meinem Häuschen zu sitzen. Es ist meine liebste Jahreszeit. Es sind gesegnete Tage: die Sonne brennt nicht mehr wie ein Kalkofen, sondern streichelt weich und mild die Seele. Der Wald ist noch immer grün, die Tannen duften noch immer nach Harz, und es scheint mir, daß der Wald Gottes Laubhütte ist. Hier im Walde, denke ich mir, feiert Gott das Laubhüttenfest; hier und nicht in der Stadt, wo solcher Lärm ist, und die Menschen herumrennen, um ein Stückchen Brot zu erhaschen, und von nichts anderm als von Geld sprechen! ... Und die Abende, wie zum Beispiel der Vorabend von Hojschano-Rabo, — sind wirklich wie im Paradiese. der Himmel ist blau, und die Sterne funkeln, strahlen, wechseln die Farben und zwinkern einem zu — es sei zwischen Himmlischem und Irdischem wohl unterschieden! — wie die Augen des Menschen. Und manchmal fliegt ein Sternchen wie ein Pfeil aus dem Bogen und läßt für einen kurzen Augenblick eine grünleuchtende Spur zurück — das ist eine Sternschnuppe, da ist jemands Schicksalsstern

herabgefallen! Denn so viel Sterne, so viel Schicksale gibt es, jüdische Schicksale ... „Daß es nur nicht mein Stern ist!" sage ich mir. Und ich muß plötzlich an Hodel denken. Seit einigen Tagen ist sie ganz verändert: ist lebhafter geworden und sieht viel besser aus; jemand hat ihr einen Brief gebracht, wohl eine Nachricht von ihm. Ich möchte gar zu gerne wissen, was er ihr schreibt, doch ich will sie nicht fragen. Sie schweigt, also schweige ich auch: Tewje ist kein Frauenzimmer, Tewje kann warten ...

Und wie ich so an sie denke, kommt sie plötzlich selbst heraus, setzt sich zu mir auf die Stufen, sieht sich um, ob niemand zuhört, und sagt ganz leise: „Weißt du was, Vater? Ich muß dir etwas sagen ... Heute nehme ich Abschied von dir ... für immer."

Sie sagt das so leise, daß ich es kaum hören kann, und sieht mich dabei so sonderbar an ... Niemals werde ich vergessen, wie sie mich ansah! Und es geht mir der Gedanke durch den Kopf: Sie will ins Wasser! Warum fällt mir gerade das ein? Nun, weil sich bei uns vor kurzem eine Geschichte zugetragen hat: ein Mädel verliebte sich in einen Burschen aus dem Dorfe und hat mit diesem Burschen ... Ihr könnt Euch selbst denken, was sie getan hat ... Ihre Mutter wurde vor Kummer krank und starb, der Vater kam ganz herunter und wurde ein Bettler, und der Bursche über-

elgte sich die Sache und nahm eine andere ... Da ging das Mädel zum Fluß, und sprang hinein, und er trank ...

„Du nimmst von mir für immer Abschied? Was heißt das?" so frage ich sie und schaue zu Boden, damit sie nicht sieht, wie blaß ich geworden bin. „Das heißt," sagt sie, „daß ich fortgehe .. Schon morgen," sagt sie, „in aller Frühe ... Wir werden uns niemals wiedersehen ... niemals! ..."

Wie ich diese Worte höre, spüre ich schon eine Erleichterung. Gelobt sei Gott, daß sie nichts anderes vorhat! Es hätte ja schlimmer sein können; und für „besser" — gibt es ja überhaupt keine Grenzen! „Darf ich wissen," frage ich, „wohin du fortgehst?" — „Ich fahre," sagt sie, „zu ihm." — „Zu ihm?" sage ich, „Und wo ist er jetzt?" — „Vorläufig," sagt sie, „sitzt er noch; doch bald schickt man ihn fort." — Ich stelle mich einfältig und frage: „Du fährst also, um dich von ihm zu verabschieden?" — „Nein," sagt sie, „ich will ihm dorthin folgen." — „Dorthin?" frage ich, „Was bedeutet dorthin? Wie heißt der Ort?" — „Man weiß noch nicht genau, wohin er kommt," sagt sie, „doch es ist sehr weit von hier, und es ist eine lange und gefahrvolle Reise ..."

So sagt zu mir meine Tochter Hodel, und es kommt mir vor, daß sie das mit solchem Stolz sagt, als ob er

etwas so Großes angestellt hätte, daß man ihn dafür mit einer zentnerschweren Medaille aus Eisen belohnen sollte!.. Was sollte ich ihr darauf sagen? Ein Vater schimpft in einem solchen Falle sein Kind ordentlich aus, oder gibt ihm ein Paar Ohrfeigen, oder beutelt es so durch, daß ihm alle solche Einfälle aus dem Kopfe herausfliegen. Aber Tewje ist kein Frauenzimmer. Ich halte Zorn für Sünde. Und ich führe ihr, wie es meine Gewohnheit ist, einen passenden Text an. „Ich sehe," sage ich, „meine Tochter, daß du nach den Worten der Schrift handelst: Wie der Mann Vater und Mutter verläßt und sich an sein Weib hängt," sage ich, „so verläßt auch du Vater und Mutter und hängst dich an dein Pfefferl und fährst mit ihm an einen Ort, den niemand kennt, der irgendwo in weiten Wüsten liegt, oder auf einem Eismeere, wohl in jenem Land," sage ich, „wo sich Alexander von Mazedonien zwischen wilden Menschen verirrt hat, wie ich es neulich in einem Büchlein gelesen habe ..."

So spreche ich zu ihr, halb im Scherz und halb im Zorn, doch mein Herz weint. Aber Tewje ist kein Frauenzimmer, Tewje kann sich beherrschen. Und auch Hodel kommt nicht aus der Fassung, gibt mir auf jede Frage Antwort, ruhig, vernünftig, ohne Übereilung; Tewjes Töchter verstehen eben zu reden!

Und obwohl ich den Kopf gesenkt und die Augen

geschlossen halte, ist es mir, als ob ich sie sähe, als ob ich ihr Gesicht sähe, und es ist blaß und matt wie der Mond, und ihre Stimme klingt so merkwürdig dumpf und zitternd .. Soll ich ihr um den Hals fallen, soll ich sie bitten, sie anflehen, daß sie nicht fahre? Ich weiß aber, daß es ganz umsonst wäre: meine Töchter, nicht gedacht soll ihrer werden, sind einmal so: wenn sie sich an etwas hängen, dann immer mit Leib und Seele, Herz und Leben ...

Kurz und gut, so saßen wir beide auf den Stufen eine recht lange Zeit, wollen wir sagen — die ganze Nacht. Wir schwiegen mehr als wir redeten, und was wir redeten, war auch wie nicht geredet.. Es waren halbe Worte... Ich wollte von ihr nur das eine wissen: Wo hat man das gehört und gesehen, daß ein Mädel einen Burschen heiratet, nur um mit ihm irgendwohin ans Ende der Welt zu allen Teufeln gehen zu können? Und sie antwortet darauf, daß sie gerne auch ans Ende der Welt und zu allen Teufeln gehen will, wenn er mitgeht ... Ich versuche ihr mit Gründen der Vernunft zu beweisen, wie dumm das ist. Und sie erklärt mir mit ihren Gründen, daß ich das gar nicht verstehen kann. Nun erzähle ich ihr die Parabel von der Glucke, die Enteneier ausgebrütet hat: die Entchen gingen zum Wasser und schwammen davon, und die Glucke stand dabei und gluckte. „Was wirst du dazu sagen, Töchterchen?" — „Was

kann ich", sagt sie, „dazu sagen? Es ist natürlich ein großer Jammer mit der Glucke; aber deswegen, daß die Glucke gluckt, sollen die Entchen vielleicht nicht schwimmen?" Versteht Ihr das? Tewjes Töchter reden eben immer etwas sonderbar.

Doch die Zeit steht nicht, und der Tag beginnt schon zu dämmern. Meine Alte im Hause brummt: sie hat mir einigemal durch die Kinder sagen lassen, daß es Zeit sei, zu Bett zu gehen. Doch wie sie sieht, daß das nichts nützt, steckt sie selbst den Kopf zum Fenster hinaus und sagt: „Tewje! Was denkst du dir eigentlich?" — „Sei still, Golde!" sage ich ihr, „Du hast wohl vergessen, daß heute die Nacht auf Hojschano-Rabo ist? In dieser Nacht", sage ich, „werden im Himmel unsere Schicksale für das kommende Jahr beschlossen. In dieser Nacht muß man aufbleiben. Folge mir, Golde," sage ich, „und sei so gut, bereite den Samowar, damit wir Tee trinken können. Ich werde inzwischen den Wagen anspannen, denn ich muß mit Hodel zur Bahn fahren." Und ich erzähle ihr eine nagelneue Lüge, daß Hodel nach Jehupez muß, und von dort noch weiter, immer in derselben Erbschaftssache, und daß es sogar möglich ist, daß sie den ganzen Winter wegbleibt. „Darum," sage ich, „soltest du ihr etwas Wegzehrung mitgeben; auch ein wenig Wäsche zusammenpacken, und ein Kleid, ein Paar Kissen und Kissenüberzüge und ähnliche Kleinigkeiten."

So kommandiere ich und sage an, daß niemand weinen soll: Es ist ja Hojschano-Rabo, und an diesem Tage, sage ich, darf man nicht weinen! Das ist im Gesetz ausdrücklich verboten! Aber man hört mich wie die Katz, und wie es zum Abschied kommt, fangen alle zu weinen an: die Mutter, die Kinder, und auch sie selbst, Hodel . . . Und wie sie sich von ihrer älteren Schwester, von Zeitel verabschiedet (Zeitel pflegt nämlich die Feiertage mit ihrem Manne, dem Schneider, bei mir zu verbringen), fallen sich beide Schwestern um den Hals, so daß man sie nur mit Mühe voneinander losreißen kann . . .

Nur ich allein hielt mich stark wie Stahl und Eisen; das heißt: es sah nur so aus wie Stahl und Eisen; denn in meinem Inneren kochte es wie in einem Samowar. Aber daß ich es den andern zeige, daß gibt's bei mir nicht! Tewje ist kein Frauenzimmer . . .

Den ganzen Weg bis Bojberik schwiegen wir. Und als wir schon nahe am Bahnhofe waren, fragte ich sie zum letzten Male: „Was hat dein Pfefferl eigentlich angestellt? . . Jede Sache," sage ich, „muß doch einen Grund haben . ." Gerät sie in Feuer und schwört mir mit allen Schwüren, die es nur in der Welt gibt, daß er unschuldig ist und rein wie Gold. „Er ist ein Mensch," sagt sie, „der sich um sich selbst gar nicht kümmert. Sein ganzes Tun", sagt sie, „ist nur auf das Wohl der

andern Menschen und der ganzen Welt gerichtet, und in der Hauptsache auf das Wohl derjenigen, die von ihrer Hände Arbeit leben, das heißt der Arbeiter . . ." Versteht Ihr vielleicht, was das bedeuten soll? „Er sorgt," sage ich ihr, „für die Welt? Warum sorgt die Welt nicht für ihn, wenn er schon ein so vortrefflicher Mensch ist? Grüße ihn wenigstens von mir," sage ich, „deinen Alexander von Mazedonien und sage ihm," sage ich, „das ich mich auf seinen gerechten Sinn verlasse, denn er ist ja ein Mensch, der nur aus Gerechtigkeit besteht. Und ich erwarte von ihm, daß er meine Tochter nicht verführt und sie nicht davon abhält, ihrem alten Vater einmal einen Brief zu schreiben . . ."

Und wie ich ihr das sage, fällt sie mir plötzlich um den Hals, ohne eine einzige Träne in den Augen, und sagt: „Wollen wir nun Abschied nehmen, Vater!" sagt sie. „Bleibe gesund, Gott weiß, wann wir uns wiedersehen! . ." Das war zu viel, ich konnte mich nicht mehr halten . . . Ich mußte, versteht Ihr mich, ich mußte an dieselbe Hodel denken, wie sie noch ein kleines Kind war . . . und ich sie auf den Armen herumtrug . . . auf meinen Armen . . . Nehmt es mir nicht übel, Herr . . . daß ich jetzt . . . wie ein Frauenzimmer . . . Wenn Ihr nur wüßtet, was das für eine Hodel ist! . . . Ihr hättet nur die Briefe lesen sollen, die sie mir schreibt . . Sie ist bei mir da

drin ... ganz tief, tief ... ich kann es gar nicht aussprechen...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wisst Ihr was, Reb Scholem-Alejchem? Wollen wir doch besser von etwas Lustigerem reden: was hört man Neues vom Japankrieg? ...

Der Dorf-Zaddik[1]

Von Scholem Asch

geboren zu Kutno (Gouv. Warschau), 1880.

Er liegt im grünen Meere taubedeckten Grases und weidet die Schafe, die ihm sein Vater anvertraut hat.

Alle rufen ihn mit dem polnischen Namen Jasiek; wie er jüdisch heißt, weiß er selbst nicht, denn er ist noch niemals zur Thora aufgerufen worden[2].

Es ist allen bekannt, daß er unwissend wie ein Bauer ist. Sein Vater, Jizchok, der Milchhändler, ist an ihm schon ganz verzweifelt: dieser Sohn wird nach seinem Tode nicht einmal den Kaddisch sprechen können. Und nur um seiner Pflicht zu genügen, nahm er ihm einen Melamed aus der Stadt auf.

Der Melamed müht sich mit ihm entsetzlich ab. Hundertmal, hundertmal sagt er ihm jedes Wort vor, doch der Knabe hört nichts, als ob das, was der Lehrer sagt,

[1] Eigentlich Gerechter; dann auch chasidischer Wunderrabbi.

[2] Bei der Vorlesung der Thora in der Synagoge assistieren hintereinander mehrere Gemeindemitglieder, die zu diesem Ehrenamt mit ihren hebräischen Namen aufgerufen werden.

ihn gar nicht anginge, und er kann nicht erfassen, daß „Komez-Alef" — „O" gelesen wird.

„Da soll sich einer mit einem solchen Eselskopf abmühen!" sagt der Melamed und schüttelt den Kopf. Und die Mutter wirft ihrem Sohn einen verzweifelten Blick zu und seufzt.

Man gibt ihm nicht einmal ein Gebetbuch in die Hand. Beten? Er, Jasiek, wird beten? Wie kommt er auch dazu? Es wäre nur eine Schande für den lieben Gott, wenn Jasiek das „Höre Israel" sprechen würde!

Und doch versteht Jasiek Gott mit seinem eigenen Verstand und er fühlt ihn mit seinem Herzen.

Und er sieht Gott überall, wo er nur hinblickt. Er sieht ihn dort, wo das stille Wasser rauscht und dem grünen Ufer seine Geheimnisse erzählt. Und wenn eine traurige Wolke von weit her heranzieht und sich auf dem Himmel ausbreitet, dann spürt er etwas, dann will er etwas, dann sehnt er sich nach etwas . . .

Und wenn ein Gewitter kommt mit Donner und Blitzen . . . Oder wenn ein Regenguß niedergeht . . . Oder wenn eine dumpfe Schwüle auf dem Dorfe lastet . . . Oder als man den alten Matschek aus der Sägemaschine herauszog und aus seinem verwundeten Fuß Blut rann . . . In solchen Augenblicken spürt er Gott! Und nicht im Himmel wohnt sein Gott, und man braucht gar nicht den Kopf zum Himmel zu er-

heben, um Gott zu sehen! Nein, ihm scheint, daß Gott irgendwo in einer fernen großen Stadt wohnt, in derselben Stadt, wo der Herr des Dorfes und alle andern Grafen und Fürsten wohnen. Und alle diese großen Herren sind nur Gottes Knechte, ebenso wie Stach und Wojtek Knechte des Gutsherrn sind, dem das Dorf gehört.

Doch er, wie kommt er zu Gott? Er kann nicht einmal Gottes Schafhirte sein! Denn Gottes Schafhirte, so denkt er sich, muß auch ein großer Herr und mindestens ein Graf sein! Und wer weiß, ob der Herr des Dorfes auch nur ein Pferdeknecht bei Gott sein darf? Und würde man denn ihn, Jasiek, zu einem solchen Amte zulassen?

Doch manchmal, wenn der Himmel wolkenlos ist und verträumt in einem fließenden blauen Schleier ruht; wenn jeder Grashalm ruhig sproßt und wächst und still gen Himmel schaut; wenn auf der andern Seite des Flusses der alte Wald, der grüne Großvater des Dorfes rauscht, und noch weiter, auf der Straße zwischen den grünen Feldern eine Fuhre fährt oder ein Jude geht; wenn der Himmel sich in weite Fernen hinzieht und immer niedriger wird und irgendwo ganz weit auf die Erde herabsinkt; und wenn er, Jasiek, an der Schwelle seines Schafstalles sitzt und das alles sieht, — dann scheint es ihm, daß Gott für eine Weile die Gesell-

schaft der Fürsten und Grafen und großen Herren verlassen hat, und in die Felder gekommen ist, und sich da niedergelegt hat und auf etwas wartet . . .

Und Jasiek will Gott für alles danken, für alles, was er um sich herum sieht.

Und manchmal will er in die ferne große Stadt gehen, wo Gott wohnt und wo Gottes Palast steht!

„Ich werde zu ihm gehen und ihm die Hand küssen!" denkt er sich.

Doch gleich darauf fragt er sich seufzend:

„Wird man mich denn hereinlassen?"

Er kann wohl zum Palast kommen, wo Gott wohnt, — so denkt er sich — doch vor dem Palaste stehen Schweizer, großgewachsene Männer mit blauen Schleifen, gelben Stulpstiefeln und roten Fräcken, Lakaien, wie er sie bei den großen Herren sah, die einmal zum Herrn seines Dorfes auf den Ball gekommen waren; und diese Schweizer werden ihn fortjagen . . .

Und dann denkt er sich wieder, daß er in die große Stadt gar nicht zu gehen braucht, denn Gott ist im freien Feld, und die Schweizer bewachen einen leeren Palast ohne Gott!

*

„El melech neëmon"[1] — diese Worte des Gebet-

[1] „Gott ist der wahrhafte König" — Anfangsworte des heiligsten Gebetes der Juden „Höre Israel".

buches sucht ihm der Melamed beizubringen. Und Jasiek glaubt, daß es ein Zauberspruch ist und daß, wenn er ihn aufsagt, die Schweizer ihn in Gottes Palast hereinlassen werden . . .

Doch für Gott selbst hat er ein anderes Gebet, ein Gebet ohne Worte, ein Gebet, das in seinem Herzen wächst und sein Herz erfüllt und sich aus seinem Herzen mit einem jubelnden Pfiff herausreißt!

Wenn er beten will, steckt er sich zwei Finger in den Mund, spitzt die Lippen, stößt die Luft heraus, und sein Gebet durchdringt den ganzen Wald!

Und Gott versteht ihn und sein Gebet!

Doch er pfeift nur dann, wenn er das Bedürfnis hat, zu Gott zu pfeifen, wenn er fühlt, daß er pfeifen muß . . .

Und es scheint ihm, daß Gott irgendwo, weit, weit auf einer duftenden Wiese ausgestreckt liegt, und ihn pfeifen hört, und seine Freude daran hat.

Und nicht nur er allein betet so! Er weiß, daß alle beten. Wenn der Dorfhund Nossik plötzlich seine Schnauze zum Himmel erhebt, mit dem Schwanz wedelt und bellt, dann sagt er, daß Nossik betet. Und wenn die weiße Kuh abends von der Weide heimgeht, und ihre nasse Zunge herausstreckt und ein langgedehntes trauriges „Muuh!" von sich gibt, dann sagt er, daß die Weiße betet. Das Pferd Bolon betet wieder auf

eine andere Weise: es schlägt aus, stellt sich auf die Hinterbeine, reckt den Kopf und wiehert.

Alle beten, selbst die Frösche im Wasser; ein Frosch sagt es dem andern: Qua! Qua!

*

Jasiek ist schon dreizehn Jahre alt, doch das „Höre Israel" kann er noch immer nicht. Und das Neujahrsfest steht vor der Türe.

Und der Melamed müht sich mit ihm ab, daß er am heurigen Neujahrsfeste wenigstens das „Höre Israel" aufsagen kann: damit man ihn in die Stadt mitnehmen kann!

Man kaufte Jasiek zum Fest einen neuen Anzug, ein Paar Stiefel und eine neue Mütze . . .

Soll er wenigstens das „Höre Israel" aufsagen.

*

Die Schul ist gesteckt voll. Alle, groß und klein, sind weiß gekleidet, alle haben sich die Gebetmäntel über den Kopf gezogen, alle wiegen sich im Takte des Gebets und schreien und rufen immer lauter und lauter.

Vor dem Thoraschreine, wo sieben lange Wachslichter brennen, steht der Vorbeter mit seinen Chorjungen . . . Gedehnte Töne, von abgerissenem unterdrücktem Seufzen begleitet, klagen und weinen:

„Mi lachaïm, umi lamowes . . .[1]"

[1] „(Heute wird beschlossen,) wer zum Leben, und wer zum Tode (eingehen soll)."

Ein herzzerreißendes Schluchzen dringt mit einem Male aus der Weiberschul. Und Jasiek steht da in seinem neuen Anzug, und sein blondes Haar guckt unter der neuen Mütze hervor. So steht er da. Plötzlich drängt er sich zur Ostwand vor und stellt sich dem Vorbeter gegenüber. Das Gebetbuch, das ihm sein Vater gab, damit die Leute meinen, der Junge könne beten, gleitet ihm aus der Hand. Und er steht mit weit geöffneten Augen da und starrt vor sich hin.

Einige Bengel bemerken Jasiek; einer winkt dem andern, sie zeigen auf ihn mit den Fingern, lachen leise über ihn, und einer von ihnen geht auf Jasiek zu und gibt ihm einen Nasenstüber.

Doch er hört nichts und fühlt nichts! Er steht da und starrt bald auf den Vorbeter, und bald auf die weinende Gemeinde, und bald auf den weißen Vorhang vor dem Thoraschreine, auf dem mit Gold gestickt ist: „Heilig dem Herrn."

„Gott muß jetzt dort, hinter dem Vorhange sein!" denkt er sich.

Und aus der Weiberschul schaut auf ihn seine Mutter herab: sie sieht, wie er dasteht und starrt, und daß das Gebetbuch ihm aus der Hand gefallen ist; und die Frau seufzt und denkt sich:

„Ein Bauer! Ein geborener Goj!"

Und der Vater wirft auf ihn einen Blick unter dem

Gebetmantel hervor, den er sich über den Kopf geworfen hat, und seufzt schwer:

„Herr der Welt! Gedenke auch seiner!"

Und Jasiek steht und starrt. Alle weinen, alle beten, alle rufen Gott an. Und auch er bekommt Lust, zu beten. Er will nicht schreien, sondern beten und Gott loben! Und ihm für alles, für alles danken!

Er hebt sein Gebetbuch auf, schlägt das „Höre Israel" auf und beginnt:

„El me—lech ne—e—mon . . ."

Doch dieses Gebet rührt sein Herz nicht.

Er versteht es nicht, es ist für ihn nur ein Spruch, ein trockener Spruch . . .

Er aber will Gott aus voller Seele loben und danken . . .

Er fürchtet sich vor den vielen Leuten, die ganz anders beten. Doch die Versuchung ist zu stark, und Gott ist über alles erhaben! Er muß!

Und er steckt sich zwei Finger in den Mund —

Und ein scharfer Pfiff durchschneidet die Luft in der weinenden Schul . . .

Die Gemeinde erschrickt.

Was ist es? Wer war das? Wer pfeift an der heiligen Stätte?

Der Vater will ihn bei der Schulter packen und hinaus-

werfen; die Leute wollen sich auf ihn stürzen und ihn schlagen . . .

Doch plötzlich wendet sich der heilige Rabbi von der Ostwand zur Gemeinde um und fragt:

„Wo ist er, der Zaddik, der den himmlischen Gerichtsbeschluß zerrissen hat? Der den Himmel durchbohrt und unsere Gebete durch die bleiernen Wolken hindurch hinaufgebracht hat?"

*

Doch der Zaddik ist schon verschwunden . . .

Er hat sich aus der Schul hinausgeschlichen, hat sich seine neuen Stiefel über die Schulter geworfen und geht in sein Dorf zurück.

Scholem Asch

Nach einer Radierung von Hermann Struck

Die verrückte Mutter

Von Scholem Asch

Ein Winterabend. Die Kinder sitzen im Cheder um den Tisch herum und erzählen sich Geistergeschichten. Der Rebbe ist fort: er ist in die Schul zum Abendgebet gegangen. Das kleine Lämpchen brennt noch nicht ordentlich, und die kleinen Kinderhände werfen auf die dunkelgraue Wand Schatten, die wie Nachtgespenster huschen . . .

Die Kinder kommen von den Geistergeschichten auf verstorbene Mütter zu sprechen. Nochemke führt das Wort: er hat erst vor kurzem aufgehört, Kaddisch nach seiner verstorbenen Mutter zu sagen, und die übrigen Kinder behandeln ihn mit großem Respekt. Und wenn ihm jemand etwas Böses tut, beeilt er sich, ihn hinterher um Verzeihung zu bitten; aus Angst, daß Nochemkes verstorbene Mutter des Nachts zu ihm kommen könnte und ihn würgen würde . . .

An einer Tischecke sitzt Chajiml, ein etwa zwölfjähriger Junge; er sitzt dicht neben Nochemke, und wenn sich ihre Hände berühren, fühlt er gleichsam die Nähe

von Nochemkes verstorbener Mutter . . . Nochemke ist doch sein bester Freund, also wird Nochemkes Mutter auch für ihn ihre Fürbitte im Himmel einlegen . . .

Chajiml hat Lust zu weinen, doch er schämt sich vor den andern Jungen. Die Jungen sprechen noch immer von verstorbenen Müttern. Chajiml will sich gerne am Gespräch beteiligen, doch er fürchtet, daß sie über ihn lachen, ihn spöttisch anschauen und auf ihn mit den Fingern weisen werden . . .

*

Der Rebbe ist vom Beten zurückgekommen.

Das Lämpchen brennt nun heller und beleuchtet den Tisch und die Kinderköpfe, die sich über den Talmudbänden beugen. Und die langen Kolumnen auf den Talmudblättern erinnern an die langen Winternächte.

„Also wir lernen weiter, Kinder," ruft der Rebbe aus, und sein langer, dürrer Stock pendelt hin und her, im Takt mit den Kinderstimmen.

„Schma minej tlas — daraus folgen drei Dinge" — rezitieren die Kinderstimmen im Chor.

Auch Chajiml wiegt seinen Oberkörper im gleichen Takt wie die andern.

„Trajne die Verrückte! Trajne die Verrückte! . . ."

Wer hat das gerufen? Er sieht sich um.

. . . Dort beim Brunnen steht sie, in einer Pfütze geschmolzenen Schnees und rauft sich das Haar . . .

Wer ist es? Ist es Trajne die Verrückte oder seine Mutter?

Nein, damals war sie noch nicht Trajne die Verrückte, damals war sie noch seine Mutter.

Es ist ein Freitagabend. In den Leuchtern brennen Sabbatkerzen. Das Sabbatbrot ist mit einem Deckchen zugedeckt. Roter Kidduschwein funkelt in der Flasche. Und Mutter sitzt am Tisch, ein Häubchen mit weißen Bändern auf dem Kopfe.

Wer ist das? Seine Mutter?

. . . Trajne die Verrückte, steht am schwarzen Brunnen. Sie ist schmutzig und zerlumpt. Ihre Augen sind weit aufgerissen, und aus den Augen fließen Tränen. Sie hält ein Gebetbuch in der Hand und eine trockene Weidenrute. Auf dem Kopf hat sie einen alten schwarzen Hut, wie ihn die polnischen Damen tragen. Und die Kinder zupfen sie am Kleid und am Tuch . . .

„Weg von mir, Buben, weg!"

„Trajne die Verrückte! Trajne die Verrückte! . . ."

Sie weint und sie lacht . . .

„Omar Abaj — Abaj hat gesagt . . . Abaj hat gesagt . . ."

„Was hat Abaj gesagt?" fragt der Rebbe.

„Abaj hat gesagt . . . Abaj hat so gesagt . . ."

. . . Trajne die Verrückte trägt ein schwarzsamtenes Band am Halse. Ein Ärmel ist abgerissen und hängt

herunter, und sie schleift ihn als einen schmutzigen Fetzen nach . . .

Eines Abends kam er aus dem Cheder nach Hause. Er war damals noch so klein, wie es jetzt des Rebbens Söhnchen Schlojmele ist. Der Lehrergehilfe hatte ihn nach Hause gebracht. Die Mutter saß vor der Lampe und flickte Wäsche. Auf dem Ofen brieten Äpfel, und die Mutter gab ihm einen Bratapfel. Das Licht der Lampe fiel auf Mutters Hals: er war so weiß, so weich. Mutter trug ein schwarzes Bändchen am Halse. Auch Trajne die Verrückte trägt ein schwarzes Bändchen am Halse; und wenn sie lacht, so lacht auch das Bändchen mit; und wenn sie tobt, so tobt auch das schwarze Bändchen. Verrückt? Ist denn auch das schwarze Bändchen verrückt?

Mutter hat ihn geküßt... Nein, Trajne die Verrückte ruht auf dem Friedhofe... Jungen laufen ihr nach... Sie sitzt dort in der Küche, im Winkel . . .

„Chajiml, wo sind wir stehen geblieben?"

„Hier!" deutet der Junge mit dem Finger in den Talmudband.

„Taugenichts!" und der Rebbe holt mit seinem Stecken nach ihm aus.

„Liebe Mutter . . . Teure Mutter . . ." weint das Kind.

„Wie er seine verrückte Mutter ruft!" Die Kinder lachen.

„Maskif lej Raw Papo — Darauf fragte Raw Papo . . .“

„Was hat Raw Papo gefragt, Chajiml?“

„Wenn zwei auf der Straße gehen . . .“

. . . Es war an einem Abend, und so schwarz war der Abend, liebe Mutter! Der Regen strömte von oben und von unten . . .

Er lief nach Hause aus dem Cheder, in seinen Mantel eingewickelt, mit aufgestelltem Kragen . . .

Und wie er um die Ecke kam, sah er jemanden vor dem halbzerfallenen Hause stehen; eine gebeugte Gestalt, eine Frau, stand an die Mauer gelehnt und zitterte vor Kälte . . .

Er blieb für einen Augenblick stehen und sah sie an.

Sie war in ein schwarzes Tuch gehüllt, Regen floß von ihren Kleidern . . . So stand sie da und schwieg . . .

Doch sie blickte ihn so mitleidsvoll an, mit solcher Liebe. Und dann sagte sie etwas.

Er steht vor ihr. Und sie kommt näher heran und sieht ihn an. Und es wird ihm plötzlich so heiß, und sein Herz klopft so wild.

Und sie kommt immer näher und läßt ihn nicht aus den Augen . . .

Und er fühlt solches Mitleid mit seiner Mutter, sie tut ihm so leid . . . Einziger Gott! . . .

Und sie nimmt ihn bei der Hand.

Er fährt zusammen und erschrickt. Und er läuft davon, so schnell er kann . . .

Und es scheint ihm, daß sie ihm nachläuft . . . Und es scheint ihm, daß ihre Haare aufgelöst sind und daß sie ihre Hände nach ihm ausstreckt und ihm nachläuft . . . Und er rennt und rennt . . .

„Chajiml! Chajiml! Chajiml!" schreit sie ihm nach. Ja, er hört ihre Stimme . . .

Und sie weint . . . Und sie lacht . . .

*

Trajne die Verrückte kommt jeden Tag vor das Haus, bleibt vor der Türe stehen und wartet. Chajiml hört einmal die Nachbarin Scheindel sagen: „Ein Mutterherz findet keine Ruhe! Sie ist verrückt, und kann ihre Kinder doch nicht vergessen! . . ."

Der Vater kommt, einen Riemen in der Hand, aus dem Hause und jagt sie weg. Sie steht da und sieht ihn stumm an. Und wenn sie Chajiml oder sein Schwesterchen erblickt, streckt sie die Hände aus, und sagt etwas, und verlangt etwas, und weint, und lacht . . .

*

Chajiml fährt zusammen und springt von der Bank auf.

„Was ist heute mit dir, du Taugenichts! Du sprichst ja kein einziges Wort mit!" Und der Rebbe schlägt ihn wieder.

Chajiml beginnt zu weinen.

Er will weinen, recht lange weinen, und im Weinen sieht er sich wieder zu Hause.

Sie wohnten damals in der gleichen Wohnung wie jetzt. Die Mutter sitzt im Winkel auf einem Küchenschemel und starrt auf ein Bein von Vaters Bettstelle. Sie starrt tagelang auf dieses Bein, als ob sie dort etwas suchte. Und wenn jemand zwischen sie und das Bett tritt, blickt sie ihn mit so unglücklichen Augen an . . .

Vater ist böse . . . Er schimpft auf alle und schlägt alle . . .

Die älteste Schwester tuschelt mit der Tante.

Nachbarinnen kommen ins Haus, schauen Chajiml mitleidsvoll an und seufzen . . .

Manchmal kommt Chajiml spät abends, mit der Laterne in der Hand, aus dem Cheder nach Hause. In der Stube ist es dunkel, niemand ist zu Hause, nur die Mutter allein sitzt in ihrem Winkel und starrt auf den einen Fleck.

Er geht zu ihr zu: „Mutter!"

Sie antwortet nicht.

Er weint und schreit: „Mut—ter! Mut—ter! . . ."

Sie antwortet nicht und starrt immer auf das Bein von Vaters Bettstelle . . .

Die ältere Schwester kommt heim und gibt dem Kind ein Stück Brot mit Pflaumenmus.

*

Nun hat er schon fast alles vergessen.

Auf dem Hofe war eine Laube; sie stand noch vom Laubhüttenfest da. Und in der Laube sitzt die Mutter ganz allein . . . Nein . . . Es ist nicht mehr die Mutter, es ist schon Trajne die Verrückte.

Und man schlägt sie jeden Tag mit Stricken, mit Holzscheiten.

Er sieht, wie man seine Mutter schlägt: der Vater schlägt sie, auch die Onkel schlagen . . . Und die Mutter rauft sich das Haar. Doch nein: sie ist ruhig, ganz ruhig. Sie starrt immer auf einen Fleck . . .

Nachts hört er sie manchmal weinen . . . „Man muß sie schlagen!" Es heißt, daß es das einzige Mittel sei.

Und man gießt ihr kaltes Wasser über den Kopf.

Und sie zittert so.

Es muß sein: es ist ein Mittel gegen ihre Krankheit.

Darf man eine Mutter schlagen? Wie? Darf man es?

*

Und eines Nachts . . . Es ist eine finstere Nacht, Geister wandern in solchen Nächten durch die Gassen. Und die Mutter ist ganz allein in der Laube mit den Geistern . . .

Du lieber Gott!

An der Laube ist keine Mesuse angeschlagen . . . Die Mutter hat zur Nacht das „Höre Israel" nicht gespro-

chen . . . Ach, wieviel Geister jetzt wohl in der Laube sind! . . .

Und Chajiml schlich sich in den Hof hinaus . . . Und er hörte jemand in der Laube heulen . . . So schrecklich klang es . . .

Und dann konnte er die ganze Nacht nicht einschlafen: er hörte immer das Heulen aus der Laube . . .

Wer heult: die Mutter oder die Geister?

*

Eines Tages brachte man ihn und seine beiden Schwestern von zu Hause weg zu der Tante Neche. Vater war an diesem Tag verreist.

Von diesem Tage an hatte er keine Mutter mehr: sie war nicht gestorben, und man hatte sie nicht auf den Friedhof fortgetragen. Aber sie war plötzlich keine Mutter mehr . . .

Sie lief auf einmal in den Straßen herum, und Kinder liefen ihr nach und warfen mit Steinen nach ihr. Oder sie stand unbeweglich am schwarzen Brunnen . . .

Und wenn Chajiml sie sieht, läuft er schnell fort, um seiner Mutter nicht zu begegnen.

Und doch möchte er ihr gerne begegnen. Nur nicht auf der Straße, sondern irgendwo an einem versteckten Ort, wo es niemand, niemand sieht.

Dann würde er zu ihr leise, ganz leise zugehen, würde sie an der Hand nehmen und sagen:

„Mutter . . . Mutter . . .“

Und dann schnell weglaufen.

Warum weglaufen? Sie ist doch die Mutter?

Nein, weglaufen würde er nicht. Er würde stehen bleiben.

Und er stellt sich vor, wie er zu ihr zugehen würde und sie bei der Hand nehmen . . . bei ihrer armen, irrsinnigen Hand . . .

„Klappt den Talmud zu, nehmt die Gebetbücher!“ befiehlt der Rebbe. Die Kinder stehen auf und sprechen das Abendgebet:

„Wehu rachum jechaper owen — und Er, der Allbarmherzige vergibt die Sünden . . .“

Warum würde er weglaufen? Sie ist ja die Mutter, seine Mutter!

Die Kinder ziehen sich an, nehmen die Laternen in die Hand und gehen heim.

Der große Vollmond steht am Himmel und sieht so barmherzig auf Chajiml herab. Es ist ihm, als ob auch der Mond eine verrückte Mutter hätte. Und darum ist der Mond so freundlich zu ihm . . .

Chajiml ist vor sein Haus gekommen und sieht jemand hinter dem Holzschuppen an die Wand gelehnt stehen. Es ist Trajne die Verrückte.

Ihr Gesicht schaut aus dem zerfetzten schwarzen Kopftuch heraus, und sie starrt irgendwohin . . .

Soll er zu ihr zugehen, oder nicht?

Sie sieht ihn an. Es ist der Blick der Mutter. Sie schweigt und scheint zu lächeln. Warum lächelt sie?

„Mutter! Mutter! Du bist doch meine Mutter? Ja?" fragt der Junge und sieht sich dabei um, ob es niemand sieht, ob es niemand hört.

Sie antwortet nicht.

Er geht ganz nahe zu ihr heran und fragt wieder:

„Du bist doch meine Mutter? Ja? Sag?"

Sie antwortet nicht und starrt irgendwohin . . .

„Warum bist du nicht zu Hause? Warum läufst du in den Gassen herum?"

Sie antwortet nicht . . .

„Mutter, warum schweigst du? Warum?"

Und das Kind beginnt zu weinen.

Doch die Mutter sagt noch immer nichts . . .

„Willst du essen? Ja? Sag, willst du essen?"

Sie antwortet nicht.

Chajiml tritt schnell ins Haus und sagt „Guten Abend!"

In der Stube ist es traurig und öde. Der Vater sitzt am Tisch über seine Rechnungen gebeugt. Die ältere Schwester steht am Herd und kocht.

„Chajiml, willst du essen?" fragt ihn die Schwester.

Chajiml sagt ihr leise, damit es der Vater nicht hört:

„Leë, die Mutter steht draußen . . ."

Die Schwester beißt sich in die Oberlippe und zeigt stumm auf den Vater . . .

Chajiml nimmt die beiden Scheiben Butterbrot, die ihm die Schwester gestrichen hat, und trägt sie zu der Mutter hinaus.

Er sieht sich um, ob es niemand merkt, geht zu der Mutter zu und reicht ihr beide Stücke Brot.

„Iß, bist doch hungrig!"

Sie antwortet nicht.

Er drückt ihr das Butterbrot in die Hand: „Nimm, iß, bist doch hungrig!"

Sie starrt unbeweglich in die Ferne, als ob sie irgendwo ein fremdes Land sähe . . .

Ein Zerwürfnis

Von Scholem Asch

Mit erbittertem Herzen lief ich von zu Hause fort und ging nach Lencziz zu meiner Tante Neche-Perl.

Es war einer jener Tage, an denen man nach dem Wetter schwer bestimmen kann, ob es Winter oder Sommer ist. Der Himmel ist grau bewölkt, die Erde feucht, und die Luft schwer.

Der Weg, den ich gehe, zieht sich stumm und tot in die Ferne, und im Graben, der den Weg von den weiten Äckern trennt, weiden Kühe und Pferde. Neben ihnen hocken auf der Erde kleine Bauernjungen in den ihnen viel zu weiten Westen ihrer Väter und schauen mich unter ihren viel zu tiefen, über die Ohren gestülpten Hüten an. Anscheinend haben sie bei solchem Wetter gar keine Lust mich anzugreifen; sie lassen mich ruhig meiner Wege gehen. Eine Kutsche fährt an mir vorbei, und ich werfe einen Blick hinein. In der Kutsche räkelt sich ein Herr und blickt stumm in eine Zeitung, die auf seinen Knien liegt. Und die Kutsche mit dem Herrn entschwindet bald meinen Blicken.

Ich kann mich noch erinnern, wie ich mich im Gehen immer mit einem Gedanken beschäftigte, der mich erschreckte und zugleich beschämte: ich dachte, daß, wenn meine Mutter, Gott behüte, gestorben wäre und auf dem Friedhofe läge, ich sie wohl sehr lieb haben würde! Ach, wie ich sie lieben würde! Bald schämte ich mich dessen, was ich mir eben ausgemalt hatte. „Narr!" sagte ich mir: „Wer wünscht sich denn, daß seine Mutter sterben soll? Wer?"

Und gleich darauf tröstete ich mich, indem ich mir sagte, daß ich es gar nicht so meinte: Ich will ja gar nicht, daß Mutter sterben soll! Ich wollte nur sagen, daß es ein großes Unglück ist, wenn einem die Mutter stirbt; einziger Gott, welch ein Unglück!

Und ich stellte mir vor, wie Mutter mir so zärtlich den Kopf umarmt und so sanft die Wangen streichelt und mir mit einem gütigen, mitleidsvollen Lächeln sagt:

„Närrchen, wer wünscht sich denn, daß seine Mutter sterben soll? Wer?

*

Die grauen Wolken wurden noch dunkler und legten sich noch härter auf die Erde. Der Sand auf der Straße wurde feuchter und klebriger, und die weiten Felder verschwanden in einem dichten Nebel. Eine Bäuerin mit dickem Kopftuch lief an mir vorbei; sie beeilte sich wohl so schnell als möglich nach Hause zu kommen.

Etwas später holte mich ein Bauernfuhrwerk ein. Die müden, matten Pferde schleppten sich langsam, mit kleinen Schritten der Stadt zu. Der Bauer auf dem Fuhrwerk war in einen feuchten Sack gehüllt und blickte träge auf die abgemähten Felder. Seine Mütze war ihm in den Nacken gerutscht, und sein feuchtes Haar klebte an seiner schmutzigen Ochsenstirne. Aus seinen kleinen, schwarzen Augen sprach die Freude: „Gottlob, nun sind wir bald zu Hause!" Später begegnete mir ein anderer Wagen, der aus der Stadt kam. Die Pferde traten fest und sicher auf die feuchte Erde und eilten mit gereckten Hälsen irgendwohin in die weite Welt. Der Bauer, der auf diesem Wagen saß, war in einen noch trockenen Sack gehüllt; die Mütze saß ihm fest auf dem Kopfe. Er blickte ruhig vor sich hin, und in seinen trüben Augen lag etwas wie Trauer: sein Weg fing erst an! . . .

Endlich sehe ich den gelben Schlagbaum mit roten, verwaschenen Streifen. Er bildet die Grenze zwischen der Stadt und dem Landbezirk. Ein Ende ist etwas höher als das andere, und von diesem Ende hängt eine Kette herab zu einer Bretterbude. In der Bude sitzt, in einen Pelz gehüllt, meine Tante Neche-Perl. Sie hat den städtischen Schlagbaum gepachtet, und für jede Fuhre, die aus der Stadt heraus oder in die Stadt hinein kommt, muß man ihr den Straßenzoll entrichten. Es sieht

so aus, als ob sie die Wächterin über die Stadt wäre. Wenn sie will, zieht sie an der Kette, der Klotz legt sich quer über die Straße und schneidet Lencziz von der ganzen Welt ab.

Ich ging auf sie zu; meine vorsichtigen Schritte waren im weichen Straßenschmutz unhörbar, und sie merkte mein Nahen nicht. Sie saß in ihren Pelz gehüllt, den Kopf gesenkt und schien zu schlummern.

„Guten Abend!" brachte ich mit großer Mühe hervor.

Sie rührte sich nicht und hörte nichts.

„Guten Abend!" sagte ich wieder, schon etwas lauter und mit Herzklopfen.

Die Tante blieb noch immer stumm und unbeweglich, und mir schien, daß sie mich garnicht sehen wollte, und sich darum schlafend stellte.

Ich stand da und wartete.

Endlich wandte sie sich nach mir um. Als sie mich sah, lief ein leiser Schauer durch ihren Rücken, und sie sagte:

„Schmuel!" Und dann senkte sie wieder den Kopf und blieb wieder stumm. Ich hatte dasselbe Gefühl, wie wenn man eine Türklinke niederdrückt, doch die Türe verschlossen ist.

Bald fragte sie mich, ohne den Kopf aufzuheben:

„Wie bist du hergekommen?"

Es klang, als ob eine verschlafene Stimme von unter einer Bank spräche.

„Mit einem Bauern. Er steht jetzt mit dem Fuhrwerk dort hinten," sagte ich und wies mit dem Finger.

Sie sagte nichts und senkte wieder den Kopf. Schläft sie, oder was?

Dann hob sie langsam den Kopf, warf auf mich einen argwöhnischen Blick und seufzte tief auf.

Dieses Seufzen beruhigte mich etwas. Ich faßte es als eine Unterschrift unter einem schwierigen Vertrag auf.

Ich trat leise in ihre Stube.

„Setz dich. Sore-Dobrisch wird bald kommen. Sie wird Licht machen."

Und dann ging sie hinaus.

In der Stube dämmerte es bereits. Die beiden Fensterscheiben, die der Vorhang nicht verdeckte, waren angelaufen, und trübe Tränen liefen an ihnen herab. In der Mitte über den beiden Betten hing das Bild meines seligen Onkels. Das blasse Gesicht des Verstorbenen blickte auf mich streng herab und paßte gut auf, was ich hier tun würde. An der andern Wand standen ein Schrank und eine Kommode. Auf der Kommode lag ein gehäkeltes Deckchen. Darauf standen mehrere bunte Teller, eine zusammengekittete Glasglocke und eine Zuckerdose aus Glas. Ich hob ihren Deckel ab. In

der Dose lag etwas Watte. Wahrscheinlich stammte sie noch von der Umhüllung eines Esregs[1], den mein seliger Onkel in der Dose verwahrt hatte.

Ich setzte mich an den Tisch, nahm irgendein Buch in die Hand und versuchte zu lesen.

Ich fürchtete, daß es mir einfallen könnte, die Zuckerdose zu zerschlagen oder irgendeinen Teller von der Kommode zu nehmen und auf den Boden zu schmeißen. Ich verjagte die bösen Gedanken und blickte immer in mein Buch hinein.

Endlich ging die Türe auf, und ein Mädchen, ganz in ein Tuch gehüllt, trat in die Stube.

Sie rückte das Tuch etwas zurück, und ich sah ihr Haar, das an den Schläfen eng anlag.

Sie blieb mitten in der Stube stehen und sah mich mit großen Augen an. Sie wußte offenbar nicht, was zu sagen und was zu tun.

Sie zündete das Lämpchen an und stellte es vor mich auf den Tisch.

Und ich blickte aufmerksam in mein Buch.

„Bist du Tante Malkele's Sohn?" fragte sie mich plötzlich und hob den Kopf. Sie kauerte auf dem Boden und zerkleinerte Holz.

---

[1] Esreg — Paradiesapfel, der neben einem Palmenzweig während des Gottesdienstes am Laubhüttenfest von den Betenden in der Hand gehalten wird. Gilt als Kostbarkeit.

„Ja," antwortete ich. „Und du bist Tante Neche-Perls Tochter?"

„Ja", sagte sie.

Und ich vertiefte mich wieder in das Buch.

„Wirst du lange hier bleiben?" fragte sie mich wieder.

„Ich möchte hier im Bess-Medresch lernen!" sagte ich sehr ernst.

„Wirklich?" fragte sie.

„Ja," antwortete ich und freute mich über meinen Einfall. „Bei uns sind jetzt schlechte Zeiten. Vater verdient gar nichts und kann das Melamedgeld nicht zahlen. Darum fahre ich in die Fremde, um zu lernen."

„Seit mein Vater, seligen Andenkens, tot ist," sagte sie und nestelte am schwarzen Samtbändchen, das sie am Halse trug, „sind auch bei uns die Zeiten schlecht. Die Pacht für den Schlagbaum ist teurer geworden. Man muß ganze Nächte durchwachen und verdient nichts."

Etwas später sagte sie:

„Du wirst also hier im Bess-Medresch lernen. Schlafen kannst du bei uns. An Samstagen und Festtagen wirst du bei uns auch essen können. Und morgen wollen wir beide zu Tante Riwke'le hinübergehen und mit ihr sprechen, daß sie dir ‚Tage' verschafft[1]. So wirst du haben, wo zu essen."

[1] Armen jungen Leuten, die sich mit Talmudstudien befassen, wird von den wohlhabendern Bürgern oft freie Beköstigung

Ich sah sie an und schwieg.

„Wäsche wird dich nichts kosten," sagte sie weiter. „Man wird sie zusammen mit unserer Wäsche waschen. Sei unbesorgt, es wird sich alles machen lassen."

Ich betrachtete aufmerksam meine Stiefel und alles erschien mir auf einmal so anheimelnd und freundlich.

„Hier, siehst du," sagte sie, auf den Zwischenraum zwischen dem Schrank und der Kommode zeigend, „hier kann man dein Bett hinstellen. Bettwäsche haben wir, unberufen, genug."

Ich warf einen Blick in den Zwischenraum zwischen Schrank und Kommode, und es wurde mir plötzlich so warm ums Herz: hier wird also meine Ruhestätte sein.

„Gut?" fragte sie mich, und ihre großen Augen lächelten mir freundlich zu.

Ich schwieg und sah sie an.

Später sah ich zum Fenster hinaus und sagte mir: Draußen ist es finster, und ich bin zu Hause . . .

Sie brachte mir ein Glas Tee.

„Trink! Es wird dich erwärmen. Bald wird das Abendbrot fertig sein."

Die Türe ging auf, und meine Tante kam zurück.

Ich hielt das Teeglas in der Hand und hatte das Gefühl, als ob man mich bei einem Verbrechen ertappt hätte.

---

gewährt, und zwar an jedem Wochentag in einem andern Hause. Das nennt man „Tage essen."

„Weißt du, Mutter? Schmuel, Tante Malkele's Sohn ist hergekommen. Er wird in der Stadt ‚Tage' essen. Schlafen wird er bei uns. Warum nicht?"

Die Tante knöpfte ihren Pelz auf. Auch sie trug ein schwarzes Samtband am Halse.

Tante seufzte und sagte nichts.

„Siehst du, Mutter, hier zwischen dem Schrank und der Kommode kann man ein Bett hinstellen. Ich glaube, Tante Riwke'le wird ein übriges Bett haben. Ich will morgen zu ihr hingehen."

„Stell dich nicht so dumm! Schmuel wird morgen wieder nach Hause fahren."

Sie neigte den Kopf und seufzte wieder.

„Ein Kind stellt sich so dumm! Läuft von zu Hause weg! Ja, ja, wie dumm so ein Kind sein kann! . . ."

Sore-Dobrisch stand mitten in der Stube und sah mich erstaunt und mitleidsvoll an.

Ich sah beschämt in mein Buch hinein.

In der Stube wurde es still.

Bald hörte man einen Wagen heranfahren, und Tante lief hinaus.

Sore-Dobrisch sprach kein Wort mehr. Sie wandte ihr Gesicht zum Herd.

Ich ging ans Fenster und sah hinaus. Draußen war es sehr dunkel. Bald hörte ich wieder das Klappern von Rädern, und ein Fuhrwerk mit einer Laterne passierte

den Schlagbaum. Der Lichtschein der Laterne verschwand in der Finsternis.

*

Am nächsten Morgen schickte mich Tante mit einem Bauernfuhrwerk nach Hause.

Sore-Dobrisch, meiner Tante Tochter, stand beim Schlagbaum und rief mir nach:

„Komme gut nach Hause! Grüß Tante Malke'le!"

Der Wagen fuhr weiter.

Der Himmel war dicht bewölkt. Ein feiner Regen fiel gleichgültig von der Höhe herab. Es war ein Regen, von dem man nicht weiß, wann er angefangen hat und wann er aufhören wird. Man hat das Gefühl, daß es seit Ewigkeiten so regnet und daß die Welt schon mit diesem Regen erschaffen worden ist. Und daß es immer weiter regnen wird, solange die Welt bestehen wird . . .

Ich verkroch mich in einen Winkel des Wagens, unter den nassen Sitz. Ich steckte die Hände unter den Mantel, hielt sie über dem Hemde auf der Brust und hatte dabei das angenehme Gefühl, daß sie bei mir zu Hause, in meinem eigenen Winkel sind.

Ein Kettchen, das sich irgendwo im Wagen losgelöst hat, klappert unaufhörlich. Der Regen trommelt auf dem Verdeck, das Kettchen klappert, und es klingt so, als ob ein Hund draußen im Regen heulte.

Die Wolken ziehen über meinem Kopfe dahin. Es

scheint mir, daß ich eine Hand herauszustrecken brauche, um eine Wolke zu berühren; doch wenn ich das tue, steigt die Wolke augenblicklich in die Höhe. Und der Regen trommelt ohne Unterlaß. Es tropft und tropft, es tropft und tropft, und die Tropfen fallen in die Bäche, die zwischen der Straße und den endlosen nassen Feldern dahinfließen. In den Bächen entstehen Kreise, und die feuchte Erde saugt die Regentropfen auf.

Ich schaue meinen Bauern an. Er sitzt in seinem nassen Mantel, den Kopf auf die Brust gesenkt, und sieht sehr betrübt aus. Seine Augen starren in die Ferne. Er hält den Mund geöffnet und schweigt. Sein gebückter Rücken nimmt die Regentropfen gleichgültig auf und scheint zu sagen: Was geht mich das an?

Die Pferde gehen nicht zu schnell, mit gesenkten Köpfen, und setzen ihre Hufe fest und sicher auf die durchnäßte Erde.

Ich beobachte, wie das Wagenrad durch den Schmutz hinrollt. Bald kommt die eine Hälfte des Rades in die Höhe und drückt die andere Hälfte in den Schmutz hinein; und bald ist es die andere Hälfte, die oben ist und die erste in den Schmutz zwingt.

Ich sehe nach den Seiten. Die nassen Äcker dampfen, und der Himmel ist grau. Mir scheint, daß der Himmel gleich herabfallen und alles zudecken wird. Mir scheint, daß die ganze Welt sich mit ihrer Mutter überworfen

hat und aus dem Cheder zu Tante Neche-Perl weggelaufen ist. Und daß die Welt einen älteren Bruder hat, der sie, wenn sie nach Hause zurückkommt, fragen wird: „Wo bist du gewesen?“

Auf dem Felde pflügt ein Bauer. Das Pferd schleppt sich mit großer Mühe über die nasse Erde und reckt den Hals. Der Pflug schleppt sich hinter dem Pferde her. Der Bauer geht zwischen den beiden und knallt mit der Peitsche.

Mein Wagen fährt immer weiter. Bald zeigt sich ein länglicher schwarzer Streifen: es ist ein abgemähtes Feld. Bald zieht sich ein schwarzer Pfad vom Felde zur Landstraße; er erinnert an eine Abzweigung zu einem Friedhof.

Und über allem schwebt der Nebel und deckt alles zu.

Und es scheint mir, daß wir alle — ich, der Himmel, die Felder und der Bauer mit dem Pflug — im Cheder sitzen. Es ist an einem Donnerstag nach dem Essen. Die Sonne steht erst am oberen Rande des Fensters, also ist es erst halb Eins. Wir alle repetieren vor dem Rebben den Wochenabschnitt des Talmuds und können das Stück nicht bewältigen.

Ich sehe abseits der Landstraße ein hohes Herrenhaus, von einem Park umgeben. Im Obergeschoß sind vier große Fenster, und in der Mitte zwischen ihnen — ein Balkon. Zur Einfahrt führt eine Allee.

Ich ziehe meinen Kopf noch tiefer in den Mantel ein. Ich halte die Hände im Busen; so fühle ich mich etwas behaglicher, wie zu Hause . . .

Plötzlich sehe ich vor mir das Gesicht meines älteren Bruders. Er schlägt mich noch nicht. Er hält den Stock in der Hand und sieht mich durchdringend an. Und bei der Türe steht der Bauer und verlangt die zwanzig Kopeken, die ihm Tante Neche-Perl zugesagt hat . . .

Und da steht das Herrenhaus . . . und mein Wagen hält vor der Einfahrt . . . Man führt mich hinauf . . . Ich liege unter einer seidenen Bettdecke . . . Mir ist warm . . . Und dann nehme ich ein Bad. Neue Kleider liegen für mich bereit: Ich kleide mich vom Kopf bis zu den Füßen um und ich höre, wie das seidene Hemd auf meinem Rücken knistert . . . Ich ziehe einen atlassenen Kaftan an mit einem atlassenen Gürtel . . . Im Vorbeigehen schaue ich in einen Spiegel: ich sehe aus wie ein Königssohn . . . Zwei schwarze Locken hängen mir an den Schläfen herab . . .

Irgendein Wagen fuhr an uns vorbei. Mein Bauer stieg vom Bock und ging zum andern Wagen zu, ich glaube, um den andern Bauer um Feuer für seine ausgegangene Zigarette zu bitten.

. . . Und man führt mich in ein großes Zimmer . . . In silbernen Leuchtern brennen zahllose Kerzen . . . Da steht auch ein langer Tisch mit weißem Tischtuch . . .

Am oberen Tischende sitzt ein alter Mann mit langem weißem Bart . . . Er hält in der einen Hand eine silberne Schnupftabaksdose und hat vor sich ein großes Buch liegen . . . Er schaut ins Buch hinein . . . Eine Frau mit großen Brillantohrringen, mit einer seidenen Haube wirtschaftet am Tisch . . . Ist es meine Mutter? Nein, es ist eine fremde Frau . . . Sie begrüßen mich mit großer Freude . . . „Friede sei mit Euch!" . . . Man küßt mich . . . Die zukünftige Schwiegermutter weint . . .

Jemand lief ganz durchnäßt vorbei. Im Felde steht ein leerer Wagen ohne Pferd . . . Die Deichsel ist ungewöhnlich lang.

. . . Ich sitze am Tisch . . . Ich werde im Talmud und den Kommentaren geprüft . . . Ich beantworte eine schwierige Frage aus dem Maimonides . . . Der zukünftige Schwiegervater versucht mich mit einem Einwand von „Maral" zu verwirren . . . Doch ich bringe einen Beweis von „Rasch" . . . Alle schauen mich an. . . . Mein Schwiegervater ist ganz verblüfft . . . Die Schwiegermutter wischt sich die Freudentränen aus den Augen . . . Und dort, in der Türspalte . . . ein seidenes Kleid . . . Sie lauscht bei der Türe . . . Sie macht die Türe etwas weiter auf und schaut herein . . . Ich tue so, als ob ich nichts merkte . . . Ich spreche weiter und beantworte eine Frage aus dem Buche „Die Früchte Schors".

. . . Man führt die Braut herein . . . Sie ist schön wie eine Königstochter . . . In Samt und Seide gekleidet . . . Hat zwei schwarze Zöpfe . . . und eine weiße Schürze . . . Sie schlägt die Augen nieder . . . Sie schämt sich . . . Auch ich schäme mich . . . Mein Herz klopft heftig . . .

. . . „Wie gefällt dir deine Braut? . . . Die Kinder schämen sich! . . . Sieh nur, sieh, wie rot er geworden ist . . .“ Und ich stecke meine Hände in den Gürtel und gehe verlegen durch das Zimmer . . .

. . . „Sie werden sich schon aneinander gewöhnen . . .“

. . . Man deckt den Tisch . . . Von der Decke herab hängt ein großer Leuchter mit großen diamantenen Gläsern . . . Ich und der Schwiegervater sitzen an der einen Seite des Tisches . . . Sie und die Schwiegermutter an der andern Seite . . . Der Hängeleuchter hängt genau zwischen uns beiden und verdeckt sie vor mir . . .

. . . Und ich fahre im Disput fort . . . Es handelt sich um eine schwierige Frage aus den Schächtgesetzen . . . Ich führe eine Stelle aus Maimonides an . . . Der Schwiegervater widerspricht . . . Ich bleibe aber bei meiner Behauptung . . . Ich hole den Talmudband „Von den Schlachtungen“ . . . Sie winkt mir zu und sieht mich an . . . Ihre Augen sagen mir: „Laß dich nur nicht verwirren! . . . Ja, so! . . .“ Ich löse das Problem richtig . . . Sie lächelt . . . Was?! . . .

. . . Man führt mir meine Braut zu . . . Ich schließe die

Augen. Ich sehe sie nicht an ... Man gibt mir eine goldene Uhr ... Die Uhr tickt ... „Nimm doch die Uhr!" sagt sie mir ... und schaut mich an ... Ich schließe die Augen und nehme die Uhr ... Ich stecke sie in meine Atlasweste ...

... Nun bin ich mit ihr allein ... Wir sitzen auf einer Glasveranda ... Sie sieht mich nicht an ... Auch ich sehe sie nicht an ... Wir schauen beide ins Wasser ... Nein, in ein Buch ... Sie lächelt ... Nein, sie sitzt mit gesenktem Kopfe da ... Nein ... sie schaut auf mich, sieht mir gerade ins Gesicht ... Und ich sehe ihr gerade ins Gesicht ... Ja, Tränen laufen ihr die Wangen herab ... Ich halte ihre Zöpfe in der Hand ... Nein, darf man denn das? ... Ich sehe sie an ... Und weine ... Sie hat mit mir Mitleid ...

... Ich nehme sie bei der Hand ...

„Du hast keine zwanzig Kopeken, um den Bauer zu bezahlen? Du hast Angst vor deinem älteren Bruder? ..."

Ich sehe mich um: wir sind schon längst am Herrenhaus vorbeigefahren. Rechts und links der Straße ziehen sich wieder nasse, dampfende Äcker.

Es zeigt sich ein kleines Häuschen mit regendurchnäßtem Strohdach ... Aus dem Schornstein kommt dichter Rauch; er steigt nicht hinauf, sondern legt sich platt auf die Straße. Vor dem Häuschen steht ein Fuhrwerk. Das ausgespannte Pferd hat seinen Kopf ins Innere

des Wagens gesteckt und seinen Rücken dem Regen preisgegeben. Der Fuhrmann steht in der Türe. Sein Mantel ist durch und durch naß. Er hält die Peitsche unter dem Arm, hat die Arme verschränkt und blickt wie aus einer Höhle aus seinem Mantel heraus.

Bald zeigt sich das Wäldchen. Es steht im Regen und kann sich nicht rühren. Und die Bäume lehnen sich aneinander.

Hinter dem Wäldchen ist schon die Kirchturmspitze unseres Städtchens zu sehen, und mein Herz beginnt zu klopfen: „Schon zu Hause! . . . "

Menschen und Götter

Von Scholem Asch

Golde die Fischhändlerin bewohnte zusammen mit der Christin Antonie ein halbzerfallenes Häuschen drüben hinter dem Flusse, nahe der Stelle, wo die Weiber Wäsche waschen. Beide waren seit Jahren Witwen, und beider Kinder waren schon längst von ihren Müttern in die Fremde fortgezogen.

Goldes ältester Sohn, Chajim der Gamaschenmacher, kam in den Zwischenfeiertagen aus Lodz, wo er zuletzt gearbeitet hatte, nach Hause und begann bald nach seiner Ankunft geheimnisvoll mit Antoniens Sohn, Antek dem Schreiner, zu tuscheln. Die Feiertage gingen zu Ende, doch Chajim machte noch immer keine Anstalten, zu seinem Meister nach Lodz zurückzukehren. Er lungerte im Hause und vor dem Hause herum; seine Mutter begann schon das Brot vor ihm zu verschließen, und zwischen Mutter und Sohn gab es öfters Streit. Und eines Abends waren die beiden jungen Leute, Chajim und Antek, plötzlich verschwunden. Man suchte sie überall — sie waren wie von der Erde verschlungen.

Die Jüdin schimpfte auf die Christin und die Christin auf die Jüdin. Die eine sagte: „Dein Sohn hat den meinigen verführt!“ Und die andere behauptete das Gegenteil. An einem schönen Sommermorgen stehen sie beide vor ihrem Häuschen, rühren sich je ein Viertelpfund Mehl in die Frühstückssuppe und schütten vor einander das Herz aus:

„Wo können sie jetzt sein?“

„Sind wohl beide im Meere ertrunken.“

„Da soll man Kinder großziehen, damit die Fische sie fressen!“

„Und vielleicht sind sie noch am Leben?“ versucht sich die Jüdin Mut zu machen.

„Vielleicht sind sie wirklich am Leben!“ meint auch die Christin.

„Und vielleicht haben sie ihr Glück gemacht?“

„Und haben schon eigene Häuser und Felder?“

„Und werden ihren armen Müttern im Alter helfen?“

Plötzlich kommt Chanele die Briefträgerin vorbei:

„Goldele! Goldele! Ihr habt einen Brief! Möge es eine gute Botschaft sein!“

„Woher kommt der Brief?“

„Es ist ein Schiffchen drauf. Der Brief kommt wohl von jenseit des Meeres.“

Und sie gab ihr den Brief. Auch die Christin bekam einen Brief.

Sie entfalten die Briefe. In jedem Briefe steckt eine Photographie. Zwei vornehme Herren in steifen Hüten halten in der linken Hand Spazierstöcke und schütteln einander die Rechte.

Die Frauen schauen die Bilder an. Sind sie es oder sind sie es nicht? Sie sehen so verändert aus, kaum zu erkennen.

„Mein Chajim!" sagt endlich die Jüdin schluchzend.

„Mein Blut, mein Fleisch!" weint die Christin.

Als die erste Aufregung vorüber ist, betrachten sie aufmerksamer ihre wiedergefundenen Söhne.

„Mein Chajim hat sich gar nicht verändert!" sagt die Jüdin.

„Mein Antek auch nicht!" sagt die Christin.

„Schau nur die Uhrkette an der Brust und die Handschuhe! Als ob er Sundels Sohn wäre und nicht mein Kind!"

„Und der meinige trägt den Zylinderhut wie Graf Dankel!"

„Was? Jüdisch Blut? Hat mein Chajim deinen Antek zu etwas Schlechtem verführt? Wenn nicht mein Chajim, was hätte dein Antek jetzt getrieben?" sagt die Jüdin zur Christin.

„Ich weiß noch nicht, ob es wirklich ein so großes Glück ist. Er trägt eine goldene Uhrkette, hat aber seine alte Mutter vergessen."

„Man muß zu Mojsche dem Lehrer gehen, damit er uns die Briefe liest."

Beide Frauen warfen sich ihre Tücher über den Kopf und gingen mit den Briefen zu Mojsche dem Lehrer. Mojsche der Lehrer las ihnen vor, daß die Söhne „sich beim besten Wohlsein befinden und das Nämliche auch von den lieben Eltern zu hören erhoffen." Ferner schrieben sie, daß sie ihre alten Mütter nicht vergessen hätten. Sie hätten viel durchmachen müssen, bis sie sich eine Existenz geschaffen haben. Und nun arbeiteten sie beide in der gleichen Werkstatt und bekämen je fünfzehn Dollar die Woche; es sei aber nicht immer Arbeit da. Und sie schickten ihren Müttern je fünf Dollar und würden sie auch in der Zukunft nicht vergessen. Und am Ende eines jeden Briefes hieß es, daß sie die ganze Nacht aufgeblieben wären, um diese Briefe zu schreiben, und nun schließen müßten, weil die Lampen ausgingen.

Und in den Briefen lagen zwei blaue Scheine, für die Leibusch der Lotteriekollekteur nicht ohne Schwierigkeiten je sieben Rubel und fünfundzwanzig Kopeken auszahlte.

Beide Frauen gingen am selben Tag auf die Friedhöfe, um ihren Männern anzusagen, daß ihre verlorenen Söhne sich gemeldet und ihre alten Mütter nicht vergessen hätten.

*

So lebten die beiden Frauen viele Jahre nach dem Tode ihrer Männer, und auch viele Jahre vor dem Tode ihrer Männer in engster Nachbarschaft, in dem halbzerfallenen Häuschen jenseits des Flusses, nahe der Stelle, wo die Weiber Wäsche waschen. Das Häuschen war gemeinsamer Besitz des Juden und des Christen; Gott allein weiß, wie sie dazu gekommen waren. Man sagt, das Häuschen hätte einmal einem Geistlichen gehört, und dieser Geistliche hätte sechs Erben hinterlassen. Und als die sechs Erben die Erbschaft unter sich aufteilten, stellte sich heraus, daß einer von ihnen dem Juden etwas schuldete; kurz und gut, der Jude bekam für die Schuld die Häfte des Häuschens. Das Häuschen bedurfte dringend einer Brandmauer, denn das Regenwasser, das von dem viel höheren Nachbarhause auf das Dach herunterlief, drohte das ganze Häuschen, dessen Wände viel zu schwach waren, einzudrücken. Der Christ schlug dem Juden mehrmals vor, dieser möchte die nötigen Materialien anschaffen, und dann würde er selbst die Mauer aufführen. Dem Juden fehlten aber jedesmal „zufällig" die Mittel. Aus seinem Anteil am Häuschen nahm der Jude das nötige Geld, um seine beiden Töchter zu verheiraten. Diese waren inzwischen mit ihren Männern ausgewandert: die eine nach Südafrika, die andere nach Kanada; — und das Häuschen stand noch immer ohne Brandmauer da.

Doch der Christ ließ sich Zeit, und wo er nur einen zufällig liegen gebliebenen Ziegelstein fand, schleppte er ihn nach Hause. Und als er eine ordentliche Menge Baumaterial beisammen hatte, errichtete er in seiner Hälfte des Häuschens eine Brandmauer und neigte bei dieser Gelegenheit die Dachrinne des Nachbarhauses auf die Dachhälfte der Jüdin. Und wenn es nun regnete, floß das gange Wasser auf die jüdische Hälfte herunter; die dünnen Wände der Judenwohnung bogen sich noch mehr, und es goß obendrein so stark durch das Dach herein, daß man auf den Betten, Tischen und Schränken Töpfe, Teller, Becken und Schüsseln hinstellen mußte, um das Wasser aufzufangen.

Doch im allgemeinen lebten Christ und Jude friedlich nebeneinander. Selbst ihre Streitigkeiten verliefen friedlich. Sie zankten sich oft, wurden aber bald nachher wieder gute Freunde. Auch die beiden Frauen lebten im Frieden. Wenn die Christin auf die Arbeit wegging, und der kleine Antek, den sie in der Wiege zurückließ, solches Geschrei erhob, daß der Himmel in Stücke zu gehen drohte, kam die Jüdin, die damals ihren Chajim stillte, manchmal herein, nahm Antek auf den Arm und gab ihm ihre Brust. Der kleine Chajim, der währenddessen auf dem andern Arm seiner Mutter lag, wurde eifersüchtig und sah den andern erstaunt an. Wer weiß: vielleicht hatten sie sich schon damals verabredet, nach

Amerika auszuwandern. Und wenn bei Golde vor einem Feiertage, zum Beispiel vor Pessach, das große Reinemachen war, und ihre Kinder, aus der Stube verjagt, sich auf dem Hofe herumtrieben, weinten und schrieen, nahm Antonie manchmal eines der Judenkinder zu sich in ihre Stube und gab ihm von ihrem Mittagessen. Die Jüdin mußte nachher dem Kinde, um jede Spur der verbotenen Speisen zu beseitigen, den Mund recht gründlich reiben und scheuern, und das Kind schrie dabei zum Himmel ... Und wenn bei der einen ein Kind krank wurde, lief die andere gleich zum Feldscher oder in die Apotheke. Auch halfen sie einander oft mit einigen Groschen oder einem Laib Brot oder etwas Milch aus.

Doch die Götter der beiden Nachbarinnen konnten unmöglich im Frieden miteinander leben und stifteten oft zwischen den beiden Frauen Krieg.

Wenn der eine Gott einen Festtag hatte, wollte es ihm der andere nicht gönnen. Das ganze Jahr lebten die beiden Frauen in schönster Eintracht; doch wenn die Christin einen Feiertag hatte, z. B. Weihnacht, und aus ihrer Wohnung der Geruch der neun Weihnachtsspeisen drang, rümpfte die Jüdin die Nase ... Und wenn zu der Christin der Geistliche ins Haus kam, um die Stube mit Weihwasser zu besprengen, pflegte die Jüdin ihre Kinder in der Wohnung einzusperren und sie nicht eher herauszulassen, als bis der Geistliche

weider fort war. Und wenn sie den gebratenen Schweinekopf sah, aus dessen Augenlöchern irgendein grünes Kraut herausschaute, wurde es ihr übel, und sie spuckte den ganzen Tag.

„Das nennt sich auch Feiertag! Mögen sie ein so schwarzes Jahr haben!" pflegte die Jüdin zu sagen. Und sie vermied es eine ganze Woche, die Christin anzuschauen.

Wenn aber die Jüdin einen Festtag hatte, zum Beispiel Pessach, und zur Feier des Tages einen Fisch kochte, verriegelte die Christin ihre Wohnung und sagte:

„Wieder so ein Feiertag bei den krätzigen Juden! Der ganze Flur stinkt!"

Und wenn man der Jüdin die Mazzes ins Haus brachte, nahm die Christin ihre Kinder schnell in die Stube und sperrte sie da ein.

Wenn am Freitagabend der Sabbatfisch auf dem Tische stand und die Sabbatlichter brannten, und Goldes Mann Boruch die Sabbatpsalmen sang, wenn da die Jüdin zum Fenster hinausblickte und sah, wie der Goj einen Karren Sand schob oder einen Sack schleppte, sagte sie verächtlich zu ihrem Mann:

„Einen schönen Sabbat haben sie! Es ist wirklich ein Volk von Götzendienern! ..."

Viele Jahre sind vergangen. Die Nachbarinnen sind alt geworden. Ihre Söhne, Chajim und Antek, die nach

Amerika ausgewandert sind, scheinen ganz verschollen zu sein: sie haben aufgehört, ihren Müttern Briefe zu schreiben, und schicken ihnen weder Photographien, noch jene blauen Zettel, für die der Lotteriekollekteur Leibusch sieben Rubel und fünfundzwanzig Kopeken zu zahlen pflegte. Die Christin und die Jüdin machen einander wieder Vorwürfe. Die eine sagte: „Dein Sohn hat den meinigen verführt!" Und die andere sagt das Gegenteil.

Nun konnte das Dach über dem jüdischen Teile des Häuschens dem aus der Dachrinne des Nachbarhauses ständig fließenden Regenwasser nicht länger Stand halten; es stürzte zusammen und lag platt auf den vier Wänden, die bei der leisesten Berührung gleichfalls einzustürzen drohten. Auch der Schornstein war eingestürzt, und der Ofenrauch füllte die ganze Stube. Das ganze Einkommen Goldes bestand aus dem halben Rubel, den ihr der Vater eines ihrer Schwiegersöhne und ihr gewesener Kompagnon, Reb Matisjohu Chrejn, gleichsam als ihren Anteil am Geschäftsgewinn wöchentlich ausbezahlte (obwohl sie schon längst kein Geld mehr im Geschäft stecken hatte; bei den Fischhändlern ist es nämlich Sitte, der Witwe eines verstorbenen Kompagnons lebenslänglich eine Art Rente zu zahlen). Und von diesem halben Rubel mußte sie sich Brot und Milch und etwas Fleisch zum Sabbat kaufen, und zehn

Kopeken in der Woche der Krämerin Chanele abgeben als Ratenzahlung für die Leinwand, die sie sich für ihre Sterbegewänder angeschafft hatte... Als das Dach zusammengefallen war, lebte sie noch den Rest des Sommers, so gut es ging, in ihrer Wohnung; doch als der Winter kam, und es recht kalt wurde, konnte sie in ihrer Stube nicht mehr bleiben. Sollte sie vielleicht zu Reb Matisjohu Chrejn ziehen, damit dessen beinahe achtzigjährige Frau Blumele die Schadenfreude erlebte und sagen könnte: „Nun ist Golde doch an meinem Tisch angelangt!"? Es blieb Golde also nichts anderes übrig, als für den Winter zu ihrer Nachbarin zu ziehen. Diese war zwar eine Christin, doch ein guter Nachbar ist immer besser als ein ferner Verwandter.

Die Christin nahm sie mit großen Ehren auf und räumte ihr den Winkel beim Ofen ein. Viel Hausrat brauchte Golde nicht mitzunehmen: die Winterbettdecke, die beiden Sabbatleuchter, das Schränkchen, den türkischen Schal, die Sabbathaube und die kleine Kommode.

So lebte die Jüdin im Winkel beim Ofen. Und im Winkel am Fenster, wo das Bett der Christin stand, hing ein Heiligenbild, vor dem ständig ein Lämpchen brannte.

Die Jüdin scheut sich in diesen Winkel zu blicken, wo das Heiligenbild hängt. Sie will nicht mit den Augen

sündigen . . . sie fürchtet, mit Blindheit gestraft zu werden . . . Und es ist ihr, als ob der Dornenkranz des Heilands auf dem Bilde sie auch aus der Entfernung steche . . . Und Golde schlägt das alte Jom Kippur-Gebetbuch, das sie von ihrer Mutter geerbt hat, in ihren türkischen Schal ein, damit der Blick der Christin nicht darauf falle. Und wenn sie vor dem Einschlafen das „Höre Israel" spricht, schiebt sie vor ihren Winkel die Kommode vor als Schutzmauer, damit der Heiland auf dem Bilde ihr Gebet nicht höre.

Und mit der Christin ist es genau so. Sie wartet mit ihrem Nachtgebet, bis die Jüdin eingeschlafen ist. Und sie stellt ebenfalls etwas vor ihren Winkel, damit die Jüdin und ihr Gott, den sie in der Kommode hat — sie meint das alte Gebetbuch im türkischen Schal — ja kein Wort des Gebetes hören.

Und als der erste Freitag kam, machte die Jüdin Vorbereitungen für den Sabbat. Sie breitete auf ihrer Kommode ein sauberes Tischtuch aus, stellte die beiden Sabbatleuchter darauf, steckte neue Kerzen hinein, setzte sich die Sabbathaube auf und begann ihre Gebete zu flüstern. Die Christin konnte es nicht übers Herz bringen, daß in ihrer Stube der jüdische Sabbat gefeiert wurde. Sie wollte aber ihren Verdruß der Nachbarin nicht zeigen. Als sie sah, daß die Jüdin zu ihrem Gotte betete, kniete sie vor ihrem Heiligenbilde

nieder und begann zu ihrem Gott zu beten und sich vor die Brust zu schlagen... Und die Jüdin konnte das nicht vertragen: „Gerade wenn ich Lichter bensche, muß sie beten!“

Nach dem Benschen stellte die Jüdin ein Sabbatbrot auf den Tisch und einen Teller Fische: eine jüdische Nachbarin pflegte ihr jeden Feiertag Fische zu schicken.

Die Christin war inzwischen mit ihrem Gebet fertig geworden. Sie stand von den Knien auf und ging zum Tisch der Jüdin heran. Die Jüdin gab ihr von ihren Fischen, und beide Frauen sprachen über die verschiedensten Dinge.

In der Stube ist es heiß: die Christin hat ihren Ofen an diesem Tag der Jüdin zu Ehren besonders stark eingeheizt. Auf der Kommode brennen die Sabattkerzen, und das Lämpchen vor dem Heiligenbilde im andern Winkel flackert im Halbschatten. Die beiden Frauen sitzen friedlich beisammen, essen die Fische mit großer Vorsicht, um ja keine Gräte zu verschlucken, unterhalten sich über ihre Nachbarinnen und kommen allmählich auf die verschollenen Söhne zu sprechen. Wo jetzt die Söhne sein mögen?

„Wo können sie jetzt sein?“ fragt die Christin.

„Sind wohl beide im Meere ertrunken!“ antwortet die Jüdin.

„Da soll man Kinder großziehen, damit die Fische sie fressen!“ jammert die Christin.

„Und vielleicht sind sie doch noch am Leben?“ versucht sich die Jüdin Mut zu machen.

„Vielleicht sind sie wirklich am Leben!“ meint auch die Christin.

„Und vielleicht haben sie ihr Glück gemacht?“ will die Jüdin hoffen.

„Und haben schon eigene Häuser und Felder?“ geht die Christin noch weiter.

„Gott wird helfen!“ sagt die Jüdin.

„Gott wird nicht verlassen!“ bestätigt die Christin.

Und sie vergessen für eine Weile, welcher Gott helfen soll: ob der, der bei den Sabbatkerzen ist, oder der, vor dem das Lämpchen flackert? Und mit Gottes Namen auf den Lippen nicken sie beide ein, immer noch vor der Kommode sitzend, die mit Fischgräten und Krümeln des Sabbatbrotes bedeckt ist ...

Im kleinen Stübchen kämpfen zwei Götter: die kleinen Sabbatkerzen auf der Kommode und das Lämpchen vor dem Heiligenbilde, und sie erlöschen beide in der Stille ... Und auch die Frauen gehen zur Ruhe und schlafen in der warmen Sabbatnacht schnell ein ...

In den Tagen der Pogrome

Von Scholem Asch

Die uralte Schul ist bis zur Hälfte in den Erdboden eingebaut. Unsere Voreltern haben das mit Absicht getan, damit das Gebäude von außen nicht zu hoch aussehe . . . Von außen berühren die Fenster hart den Erdboden; doch von innen gesehen, liegen sie hoch oben unter der Decke. Von außen sieht die Schul armselig und verfallen aus; die Balken und Bretter sind morsch, und man hat den Eindruck, daß das Haus überhaupt nur noch darum dasteht, weil es eben ein Gotteshaus ist. Innen sind die Bretter neu und kräftig, und an den Wänden kann man noch Reste der Bemalung sehen: links und rechts vom Almemor[1] Tempelleuchter und Posaunen. Die Ostwand ist mit Inschriften in Rot und Gold geschmückt, die man aber vor Alter kaum lesen kann; dazwischen kann man noch einen Hirschkopf erkennen. Über den beiden geschnitzten Löwen, die den Thoraschrein krönen, ist in der Wand ein kleines verstaubtes Fensterchen mit bunten Glasscheiben ange-

[1] Almemor — Tribüne, auf der die Thora vorgelesen wird.

bracht. Den Hängeleuchter hat man einst gestohlen, und zur Erinnerung an ihn hängen noch lange schwarze Stricke von der Decke herab. Zwischen den beiden alten Messingleuchtern, die auf dem Tische des Almemors stehen, hängt eine runde Gedächtnis-Mazze.

Draußen ist jetzt wohl heller Tag; denn die Fenster unter der Decke schimmern, und die roten Glasstückchen im kleinen Guckfensterchen über dem Thoraschreine leuchten. Ein Schleier von Spinngewebe schließt die Fenster dicht ab, damit die Leute draußen nicht erfahren, was in der Schul vorgeht . . .

In der kleinen Schul ist es halbdunkel. Kalte unbewegliche Schatten füllen sie bis zur halben Höhe der Wände. Durch die kleinen Fenster oben in der Weiberabteilung dringen aber einige Lichtstrahlen herein und sie fallen durch die trennenden Vorhänge auch in die Männerschul. Aus der Weiberschul lassen sich leise Geräusche vernehmen: es ist, als ob dort die Toten umgingen . . .

Es ist Mittagszeit, also noch viel zu früh für das Nachmittagsgebet. Und doch ist die ganze Gemeinde in der Schul versammelt. Was hat das zu bedeuten? Es sind heute die verschiedensten Leute beisammen: Hausbesitzer, Geschäftsleute, Mitglieder von Brüderschaften, Chassidim und Deutsche[1], die man sonst das ganze

[1] So nennt man in Polen freigeistige und auch von auswärts

Jahr nicht im Bethause sieht, halbwüchsige Burschen und Schuljungen; kleine Mädchen und Weiber sitzen auf den hintersten Bänken. Wie kommen Weiber in die Männerabteilung? Viele Weiber halten ganz kleine, in Bettzeug eingewickelte Kinder auf den Armen und geben ihnen die Brust, und aus ihren Augen fallen stille, stumme Tränen nieder . . . An ihren verzerrten Gesichtern mit den zusammengebissenen Zähnen kann man erkennen, daß sie sich bemühen, keinen Ton von sich zu geben, damit man sie ja nicht hört. In der Nähe der Tür stehen Koffer und Truhen, liegen in weißen Laken zusammengebundene Haufen von Kleidern, Wäsche und Betten und in Tücher eingeschlagenes Hausgerät. Ein Bündel ist aufgegangen und ein Paar Messingleuchter ist herausgefallen; dazu einige zerfetzte Bücher ohne Einbanddecken, ein zerschlagener Teller und noch einige Kleinigkeiten . . .

In einer Ecke, auf dem „Sitze des Propheten Elias", liegt auf Kissen und Bettdecken eine Frau. Ihr bleiches Gesicht schaut aus dem Kopftuche heraus, und sie stöhnt so laut, als ob sie allein das Recht hätte, hier die Grabesstille zu stören. Klagende Schreie dringen ihr tief aus der Brust. Einige jüngere und ältere Weiber machen sich um sie zu schaffen; eine Frau hält ihr den Kopf

eingewanderte Juden, die sich „deutsch", also allgemein europäisch kleiden.

hoch, und ein [illegible] in kurzem Rock gibt ihr an einem Fläschchen zu riechen. Die übrigen Männer schauen mit Grauen nach dieser Ecke . . .

Die Leute sitzen heute nicht in der strengen Ordnung wie sonst beim Gottesdienst. Die Männer sind zum Teil unbeweglich auf ihren Plätzen zusammengesunken, die Gesichter mit den Händen bedeckt, in Gedanken vertieft, als ob sie sich „Rechenschaft über ihr Leben" abgäben; andere stehen herum und schauen einander an; doch sie fürchten, einander nicht nur ein Wort zu sagen, sondern auch bloß einen Wink zu geben. Und alle Augen sind auf den alten Rabbi gerichtet, der, in einen Schlafrock gehüllt, in einem Winkel, und nicht an seinem gewohnten Platz steht und in ein Buch starrt. Doch er scheint im Geiste wo anders zu sein und an etwas sehr Tiefes und Ernstes zu denken . . .

So still ist es in der Schul, daß wenn sich einer schwachen Frauenbrust ein leiser Seufzer entringt, die ganze Gemeinde vor Schreck erstarrt. Und das Schweigen der Männer scheint sagen zu wollen, daß sie diesen Seufzer nicht nur nicht verurteilen, sondern in ihm ihren „Chasen" sehen...

Die vereinzelten Sonnenflecken an den Wänden gleiten immer höher zu der Decke hinauf, bis sie ganz verschwinden. Und ein dichter, dunkler Schatten schwebt in der halben Höhe des Raumes und hüllt die letzten

schwachen Umrisse der Weiber ein[illegible] f den hintersten Bänken sitzen, so daß man die einzelnen Gestalten nicht mehr unterscheiden kann. Es ist, als ob eine große schwarze Masse sich von den Wänden losgelöst hätte. Sie ist tot und unbeweglich ; zuweilen streckt sich aus ihr etwas Längliches hervor und schwankt langsam hin und her; zuweilen dringt aus ihr ein bitterer Seufzer heraus, und dann ist es, als ob die ganze Masse seufzte . . .

Es ist ganz dunkel. Man zündet keine Kerzen an, und die Finsternis senkt sich immer tiefer, bis die dunkle Masse, die vier Wände mit dem Thoraschreine und die Decke mit dem gemalten Cherubim in eins zusammenfließen, Schul und Gemeinde sind eins. Und alle schweigen.

Und das Schweigen bedeutet gespannte Erwartung. Man kann erkennen, daß die große dunkle Masse aus einzelnen kleineren Flecken zusammengesetzt ist; bei der leisesten Bewegung zerfällt sie in ihre Bestandteile, und einzelne Schatten beginnen dann an den Wänden zu tanzen. Doch sie bleibt fast die ganze Zeit als eine zusammengeballte Masse bestehen, und sie wartet und schweigt.

Und plötzlich — man weiß nicht, was den Anstoß dazu gab — zerplatzt die große schwarze Masse, und ein jeder drängt sich vor zum Thoraschrein. Einige heben sich ihre Kinder auf die Schultern und drängen sich so zu den Stufen, die zum Schrein hinaufführen. Die Be-

wegung wächst, doch alle bleiben noch immer stumm. Und wenn irgendein Kind aus Angst zu weinen beginnt, gibt man sich die größte Mühe, es zum Schweigen zu bringen. Und aus der Ecke, wo die blasse Frau in den Kissen liegt, hört man ihre weinerliche Stimme: „Mojsche, Mojsche, wo ist Chajiml? Wo ist Chajiml?" Die Erregung wächst. Weiber beginnen zu schluchzen, und wie die Kinder ihre Mütter weinen hören, beginnen auch sie zu weinen,

„Schweigt um Gottes willen! Man kann uns hören!"

Die Weiber versuchen zu schweigen. Doch ihr verhaltenes, ersticktes Schluchzen klingt noch unheimlicher.

Einen Augenblick ist es still. Die Decke, die vier Wände und der Fußboden sind noch einmal zu einem einzigen dunklen Fleck zusammengeflossen. Und es ist wieder so still, als ob es ein Haufen von Toten wäre, mit einem einzigen schwarzen Leichentuch bedeckt. Ein schwacher Strahl des „Ewigen Lichtes", das in der Wand eingemauert ist, gleitet über all das Schwarze, und es ist, als ob eine Totenkerze zu Häupten einer ganzen jüdischen Gemeinde brenne . . .

Und alle schweigen . . .

Plötzlich, man weiß nicht aus wessen Munde, dringt mitten aus der Gemeinde eine tränenerstickte Greisenstimme. Und die Stimme steigt empor über den Köpfen der Gemeinde in die Finsternis:

„Asch-rej jojsch-wej bejs-secho . . .“[1]

Der Rabbi betet das Nachmittagsgebet vor.

Und die Stimmen der Gemeinde fließen zu einer einzigen Stimme zusammen. Und es ist keine weinende und keine flehende Stimme, sondern eine stille Stimme, gleichsam an sich selbst gerichtet:

„Asch-rej jojsch-wej bejs-secho . . .“

Und aus dieser Stimme heraus läßt sich die einzelne schluchzende Simme einer schwachen Frau vernehmen:

„Asch-rej jojsch-wej bejs-secho . . .“

Und auch ein weinerliches Kinderstimmchen singt mit der ganzen Gemeinde die gleichen Worte.

Und die Decke, und der Fußboden, und alle vier Wände sind wieder ein Stück, ein schwarzer Fleck, und alle Stimmen zusammen eine einzige tief traurige Stimme.

Es ist das Sterbegebet der ganzen Gemeinde . . .

Und finster ist es in der Schul, und der schwache Schein des Ewigen Lichts gleitet über die schwarze Masse.

Und die zusammengeballte schwarze Masse wiegt sich hin und her, und die Stimmen, die die Gebete eines einzigen Herzens sind, klingen zuerst leise und dann immer lauter und lauter.

---

[1] „Wohl denen, die in deinem Hause wohnen!“ (Psalm 84,5). Anfang des Nachmittaggebets.

Plötzlich wird es wieder still. Die schwarze Masse ist wieder unbeweglich, wie in Erwartung erstarrt. Doch draußen ist noch alles ruhig. Nicht das leiseste Geräusch ist zu hören, doch die Leute können plötzlich nicht mehr beten. Die Stille würgt, die Stille macht Angst. Man wartet ... Man lauscht hinaus ... Und bald ertönt von weit, sehr weit her ein dumpfes Dröhnen, und es kommt immer näher. Was ist das? Das Dröhnen kommt immer näher, und man erkennt, was es ist ...

Sie kommen! ...

Und die zu einer Masse zusammengeballte Gemeinde beginnt sich wieder zu wiegen, immer auf dem gleichen Fleck bleibend; und Männer-, Frauen- und Kinderstimmen fließen wieder zu einer einzigen, sehr traurigen Stimme zusammen:

„Herr der Welt! Herr der Welt ..."

Und plötzlich läßt sich wieder die schwache, tränenerstickte, doch seltsam sichere und feste Stimmme des Rabbi vernehmen:

„Aw horachamon! Schma kojlejnu, Adenoj Elojhejnu, chuss werachejm olejnu! ..."[1]

Und die Gemeinde hat schon wieder alles vergessen, und das Leid hunderter Herzen ergießt sich in einer einzigen Stimme:

[1] „Barmherziger Vater! Höre unsere Stimmen, ewiger Gott, schone und erbarme dich unser!"

„Aw horachamon! Schma kojlejnu, Adenoj Elojhejnu, Chuss werachejm olejnu! . . .“

Draußen vor der Schul ist es noch still, doch aus der Ferne kommt ein Dröhnen, ein gewaltiges, wildes, freches Dröhnen. Weiß man denn nicht, was es bedeutet? Und es kommt immer näher . . . Es klingt, als ob Tausende Stücke Eisen gegen Steine klopften. Ein wildes Tier hat eine ungeheure Kraft bekommen, und das Tier kommt näher. Es verhält sich noch still, doch alle fühlen, daß es gleich losbrechen wird . . . Hurra! Hurra! Das Tier hat die stählerne Kette, mit der es gefesselt war, gesprengt und wird nun die ganze Welt verwüsten . . .

Die Leute in der Schul haben sich eng zusammengedrängt. Niemand rührt sich vom Fleck. Alle wiegen sich im Gebet. Die Väter haben sich ihre Kinder auf die Schultern gesetzt, und die Frauen erheben ein wildes Angstgeschrei, ein Geschrei ohne Worte und Ausdruck. Und die Stimmen der Betenden werden immer lauter, und durch alle Stimmen hindurch klingt die ernste und alle andern mitreißende Stimme des Rabbi, der in den Worten des Gebets die einzige Hilfe sucht:

„Aw horachamon! Schma koj-lej-nu, A-dej-noj E-lojhej-nu!“

Und die ganze Gemeinde ist ein Herz und eine Stimme:

„Aw horachamon! Schma koj-lej-nu, A-dej-noj E-lojhej-nu!“

Und das wilde Tier steht schon vor der Schul. Man spürt seinen heißen, durstigen Atem . . . Ungeheure Tatzen klopfen an die Wände, sie suchen, sie betasten die Türe . . .

Innen in der Schul ist alles eine einzige Stimme, und die einzige Hilfe ist in den Worten:

„Aw horachamon! Aw horachamon!"

Und draußen brüllt das durstige Tier:

„Hurra! Hurra!"

Die Stimmen draußen und die Stimmen drinnen kämpfen miteinander. Wer wird unterliegen?

Für einen Augenblick wird die Gemeinde wieder still. Sie wartet.

Und plötzlich ist die Tür zerschmettert.

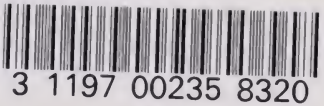
„Aw horachamon . . ."

„Hurra! Hurra!"

Worterklärungen

Bess-Medresch = Bet- und Lehrhaus
Benschen (vom lateinischen benedicere) = einen Segensspruch verrichten
Chasen = Vorbeter, Vorsänger, Kantor
Cheder = Kleinkinder-Schule
Dajen = Rabbinergehilfe, Richter
Gilden = alter polnischer Gulden = 15 Kopeken
Goj = Nichtjude, Christ
Jom-Kippur = Versöhnungstag, strenger Fasttag
Kaddisch = Seelengebet für einen Verstorbenen, wird von den Angehörigen während des ersten Trauerjahres dreimal täglich gesprochen
Kalle = Braut
Kiddusch = Segensspruch über ein Glas Wein, mit dem am Freitagabend der beginnende Sabbat eingeweiht wird
Maggid = Prediger
Melamed = Kleinkinder-Lehrer
Mesuse = Blechröhrchen, eine Pergamentrolle mit dem „Höre Israel" enthaltend, ist an jedem Türpfosten eines jüdischen Hauses angenagelt
Midrasch = Bibel- und Talmudkommentar
Nebbich = unübersetzbarer Ausdruck des Bedauerns
Pessach = Passahfest (Ostern)
Rebbe = Lehrer
Schadchen = Heiratsvermittler
Schul = Synagoge, Betstube

Hof-Buch- und -Steindruckerei
Dietsch & Brückner in Weimar.


3 1197 00235 8320